

Siegfried Gehrman

Die Kontrolle des Fluiden

Die Sprachlichkeit von Wissenschaft
als Teil einer neuen Weltordnung

Siegfried Gehrman,
Jürgen Helmchen,
Marianne Krüger-Potratz,
Frank Ragutt (Hrsg.)

Bildungskonzepte und Lehrerbildung in europäischer Perspektive

Bildung in Europa –
Bildung für Europa, Band 2,
2015, 207 Seiten, br., 27,90 €,
ISBN 978-3-8309-3301-4

E-Book: 24,99 €,
ISBN 978-3-8309-8301-9

aus:



© 2015 Waxmann Verlag GmbH, Münster/New York
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise,
verboten. Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form reprodu-
ziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.



WAXMANN

Steinfurter Str. 555
48159 Münster

Fon 02 51 – 2 65 04-0
Fax 02 51 – 2 65 04-26

info@waxmann.com
www.waxmann.com

Bestellung

per Fax: 0251 26504-26
telefonisch: 0251 26504-0

im Internet: www.waxmann.com/buch3301
per E-Mail: order@waxmann.com

Die Kontrolle des Fluiden

Die Sprachlichkeit von Wissenschaft als Teil einer neuen Weltordnung

Mit dem Vordringen des Ökonomischen in das Bildungswesen und der Umwandlung von Universitäten in Unternehmen, die auf einem internationalen Bildungsmarkt um Drittmittel, Rendite versprechende Forschungsfelder, Forschende, Lehrende, Studierende, Marktanteile und wettbewerbliche Reputation konkurrieren und deren Output in globalen Rankings vermessen wird, rückt ein Aspekt in den Vordergrund, der bislang eher für Sprachwissenschaftler/innen von Interesse war.

Es handelt sich hierbei um Fragen der Sprachlichkeit von Wissenschaft, des Verhältnisses von Sprache, Erkenntnisfindung, -formulierung und -vermittlung und damit um die Frage der kommunikativen Grundlagen der internationalen Wissenschaftskommunikation. Diese hat mit der Etablierung des Englischen als alleiniger Weltwissenschaftssprache inzwischen einen so hohen Grad an kommunikativer Verdichtung und Austauschgeschwindigkeit erreicht, dass nicht mehr nur die Nationalsprachen aus immer mehr Domänen von Wissenschaft und Forschung zurückdrängt werden, sondern dass im Kontext dieser Entwicklung auch ganz grundsätzlich die nationalsprachliche Verfasstheit von Wissenschaft, Forschung und universitärer Bildung in Frage gestellt wird.

Stehen wir daher, wie vor allem Ammon (z. B. 1998; 2005; 2008) in zahlreichen Veröffentlichungen immer wieder darlegt, vor einem anglophonen Sprachwechsel in Forschung und Wissenschaftskommunikation, der früher oder später auch die akademische Lehre als Ganzes und nicht mehr nur wie jetzt vereinzelt internationale Studiengänge für ausländische Studierende erfassen wird? Was sind die Folgen einer solchen Entwicklung für Wissenschaft und Forschung? Worin bestehen die zu erwartenden Vorteile und worin die Verluste? Und inwieweit passt sich diese Entwicklung ein in neue Formen gesellschaftlicher und politischer Machtausübung, die Kommunikations- und Informationsströme global kontrollieren und steuern zu wollen. Münkler (2014) sieht in dieser Herrschaftsform der Kontrolle des Fluiden und sich permanent Verändernden die Konturen einer neuen Weltordnungspolitik des 21. Jahrhunderts, die er als das „imperiale Projekt der USA“ bezeichnet. Dieses ist nicht mehr, wie noch die Weltordnung des 20. Jahrhunderts, auf die Verfügung über Grenzen oder die Inbesitznahme eines strategisch wichtigen Stückes Boden ausgerichtet, sondern auf die „Kontrolle und Steuerung eines Gesamtzusammenhangs“. Gelenkt und überwacht werden sollen die Ströme von „Kapital und Informationen, Gütern und Dienstleistungen, Rohstoffen und Personen“. In dieser Form ist das Projekt dieser neuen Weltordnung grenzenlos und, um die Kontrolle des Fluiden als neue Weltordnung durchzusetzen, auf universelle Werte (resp. in Ergänzung zu

Münkler: auf global vereinheitlichte und global kontrollierte Kommunikationswege und Kategorisierungen von Welt) angewiesen, während das Projekt der Kontrolle des Festen seine Normansprüche räumlich (und sprachlich) beschränkt.¹

Sprachenpolitisch formuliert geht es bei der Durchsetzung dieser neuen Weltordnung immer auch um die Kontrolle und Steuerung von Kommunikationsvorgängen, mit dem Ziel, die Welt sprachlich und kommunikativ so zu entterritorialisieren, so dass Informationsströme unabhängig von nationalsprachlich differenten Weltdeutungen gelenkt und beherrscht werden können. Dies setzt neben der Existenz einer sich imperial durchsetzenden Weltmacht auch das Vorhandensein und die Wirkmächtigkeit einer Welteinheitssprache voraus, die imstande ist, die Welt im Sinne imperialer Logik einer einheitlichen und universell gültigen Rekategorisierung zu unterwerfen und alternative sprachliche Kategorisierungs- und Weltdeutungsmuster aufzuheben oder zumindest in zentralen Bereichen gesellschaftlicher Lenkung und Machtausübung abzuschwächen oder diskursiv zu marginalisieren.

Der nachfolgende Beitrag versucht diesen Zusammenhang zwischen globaler sprachlicher Vereinheitlichung und kommunikativer Kontrolle am Beispiel der Anglophonisierung des akademischen Feldes zu fundieren. Der Bereich Wissenschaft und Forschung ist deshalb so paradigmatisch für diese Entwicklung, weil hier erstens die Monolingualisierung in Form der Welteinheitssprache Englisch besonders weit fortgeschritten und in zahlreichen wissenschaftlichen Domänen sowohl auf internationaler als auch auf nationaler Ebene fest verankert ist (siehe weiter unten) und weil zweitens in den sogenannten ‚Wissensgesellschaften‘ der Zugriff auf und die Lenkung von Wissens-, Informations- und Kommunikationsströmen eine entscheidende wirtschaftliche und gesellschaftliche Machtressource darstellt. Von besonderem Gewicht ist, dass der Wechsel von einer nationalsprachlichen in eine anglophone Wissenschaft keinem Diktat unterliegt, sondern vielfach „freiwillig“ erfolgt, mit zahlreichen kommunikativen Forschungs- und wissenschaftlichen Reputationsgewinnen verbunden ist und inzwischen die Form eines sich selbst regulierenden und potenzierenden Prozesses angenommen hat.

Der vorliegende Beitrag umfasst drei Teile: Im ersten Teil werden Ursachen und Begründungen des *Sprachwechsels* von der Nationalsprache in die ‚Weltwissenschaftssprache‘ Englisch und der gegenwärtige *Ausbreitungsgrad* des Englischen im Bereich Wissenschaft und Forschung skizziert. Im zweiten Teil wird unter dem

1 Münkler (2014) veranschaulicht diese Gegenüberstellung zweier Weltordnungen anhand des Ukraine-Konfliktes, in dem sich mit Russland und den USA Vertreter einer Weltordnung des 20. Jahrhunderts (Kontrolle des Festen) und des 21. Jahrhunderts (Kontrolle des Fluiden) gegenüberstehen. Während für die neue Weltordnung „(g)lobale Überwachungssysteme und Spähprogramme sowie Flugzeugträger und Kampfdrohnen“ charakteristisch sind, baut die alte Weltordnung auf „Panzer oder Raketenwerfer“. Nach Münkler (2014, S. 4) sind daher „einige der Kriege und Konflikte, die uns zur Zeit beschäftigen, auch Auseinandersetzungen um die Frage, welche Ordnung im 21. Jahrhundert dominant sein wird: die Kontrolle von Territorien und die Verfügung über Grenzen oder die Kontrolle und Beeinflussung des Fluiden und sich permanent Verändernden“.

Stichwort *Ökonomisierung des akademischen Feldes* die Dynamik dieser Entwicklung als ein über Marktmechanismen und die Internationalisierung der Universitäten erzeugter Prozess untersucht, der durchaus systemisch mit Zwang einhergeht. Dieser spiegelt sich vor allem in der Macht von Zitationsindices, Journal Impact Faktoren und Rankings von Universitäten wider, die die wissenschaftliche Publikationstätigkeit und den Wettbewerb um Forschungsmittel und wissenschaftliche Reputation sprachlich und diskursiv am amerikanischen Markt als den weltführenden Wissenschaftsmarkt orientieren. Im abschließenden dritten Teil geht es um die Frage nach möglichen *Alternativen* zu dieser Entwicklung und es wird den *Ideologemen und Mythen* nachgespürt, die mit der Stellung von Englisch als Weltwissenschafts- und Hegemonialsprache verbunden sind und diese gegen Kritik immunisieren.

Teil I: Englisch als Weltsprache und die Versprachlichung des Imperialen

Derzeit ist Englisch mit bis zu ca. 1,5 Milliarden Sprecher/innen unbestritten die einzige weltumspannende Kommunikationssprache. Englisch ist auf allen Kontinenten präsent und als globale Verkehrssprache dominant in nahezu allen strategisch wichtigen Bereichen von Wirtschaft, Handel, Politik, Finanzen, Technik, Wissenschaft, Kultur und Medien. Die Dynamik der Verbreitung von Englisch lässt sich besonders deutlich mit dem Modell der drei konzentrischen Kreise von Kachru (1988) veranschaulichen: Der erste innere Kreis (inner circle) erfasst das Englische als Muttersprache der Mehrheitsbevölkerung (nach Crystal 2003, S. 67: ca. 329–400 Mill. Sprecher); der zweite äußere Kreis (outer circle) bezieht sich auf Englisch als Zweitsprache (nach Crystal 2003, S. 68: ca. 430 Mill. Sprecher), hier in der Regel als Folge der Sprachdiffusion in den ehemaligen britischen Kolonien; der dritte expandierende Kreis (expanding circle) umfasst die Staaten, in denen Englisch als wichtigste Fremdsprache der internationalen Kommunikation gelernt und gesprochen wird (nach Crystal 2003, S. 68: ca. 750 Mill. Sprecher). Besonders der letzte Kreis vergrößert sich ständig.²

2 Die ungenauen Schätzungen zu der Anzahl der Englisch-Sprecher beruhen zum einen auf statistischen Erfassungsschwierigkeiten. So ist es in vielen Ländern schwierig, die Anzahl der Englisch-Sprecher überhaupt zu eruieren. Zum anderen sind die Grenzen zwischen Muttersprache und Zweitsprache bzw. Zweit- und Fremdsprache in einigen Ländern fließend und zum dritten herrscht keineswegs Klarheit darüber, ab welchem Sprachniveau jemand als Englisch-Sprecher bezeichnet werden kann. Je nachdem, ob man eine ‚near-nativeness Kompetenz‘ zugrunde legt, die Frequenz der tatsächlichen Verwendung und die Verwendungsart des Englischen untersucht, oder ob alle Lernenden einschließlich Lernanfänger/innen eingerechnet werden, wird sich die Anzahl der Fremdsprachler im dritten Expansionskreis enorm verschieben. Beispielsweise kommt das British Council (1997) in einer sehr weiten Auffassung der Fremdsprachenkompetenz, die auch Lernanfänger einschließt (zitiert nach Crystal 2003: 68), zu der Zahl von 1 Milliarde Spre-

Sprachliche Asymmetrien als Herrschaftsform

Die Ursachen für diese menscheitsgeschichtlich einzigartige Stellung von Englisch als Weltverkehrssprache gehen zum einen auf historische Entwicklungen des 19. Jahrhunderts zurück, in denen Englisch als Sprache des British Empire zu einer Weltsprache wurde. Zum anderen ist die weltweite Verbreitung des Englischen als Leit- und Verkehrssprache in zentralen internationalen Domänen direkt mit dem Aufstieg der USA zur derzeitigen einzigen militärischen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Weltmacht verbunden. Und drittens hat die Globalisierung des Marktes als umfassende gesellschaftliche Regulationsinstanz – wiederum mit den USA als Zentrum – wesentlich mit dazu beigetragen, Englisch als Sprache eben dieses einheitlichen Weltmarktes auszuweisen und diesen mit Hilfe dieses „sprachliche(n) Pendant(s) der Globalisierung“ (Ehlich 2012, S. 96) durchzusetzen. Es ist vor allem diese gegenseitig Beeinflussung zweier kommunizierender Röhren des ersten Kreises (die wirtschaftliche, politische und militärische Macht der anglophonen Sprachgemeinschaft) und des dritten Kreises (die Bevölkerungsanteile, die Englisch als Fremdsprache erlernen), die die Dynamik einer ständig wachsenden Nachfrage nach Englisch aufrecht erhält und beschleunigt.³ Mit der dadurch entstehenden und kontinuierlich wachsenden Asymmetrie zwischen Englisch und allen anderen Sprachen auf der einen Seite und dem Machtgefälle zwischen den USA und allen anderen Staaten auf der anderen Seite ist ein wesentliches Kriterium für die Herausbildung von Sprachimperien erfüllt. Diese setzen die Hierarchisierung von Sprachverhältnissen in Bezug auf Funktionserweiterung von Sprachen, Prestigeplanung, gesellschaftlichen Aufstieg und Teilhabe an Macht systemisch als Instrument ein, um Hegemonien zu legitimieren und zu vertiefen (vgl. Hamel 2008, S. 22 ff.; 42 f.) Wenn daher wie bei Ammon (2000, S. 869) die Größe und Wirtschaftskraft der englischen Sprachgemeinschaft zum Anlass genommen wird, einen Sprachwechsel in Richtung der dominanten Sprache zu empfehlen, weil, wer am Markt der englischsprachigen Länder, deren „Wirtschaftskraft (...) größer ist als die Wirtschaftskraft der Länder irgendeiner anderen Sprache (...), teilhaben will, (...) sich der englischen Sprache bedienen (muss)“, dann wird nicht nur das

chern, während Görlach (2002: 6) nicht mehr als 240 Millionen Sprecher von Englisch als Fremdsprache zählt. Dass sich dem gegenüber auch die Zahl der Englisch-Sprecher des zweiten Kreises ständig erhöht, hat mit dem Bevölkerungswachstum der Staaten mit Englisch als Zweitsprache zu tun und nicht mit einer erhöhten Nachfrage nach Englisch als Fremdsprache wie in dem dritten Kreis.

- 3 Vgl. hierzu auch Crystal (2003, S. 9), der den Aufstieg einer Sprache zu einer Weltsprache davon abhängig macht, ob die dahinter stehende Sprachgemeinschaft über ausreichende wirtschaftliche, politische und militärische Macht verfügt, ihre Sprache als Weltsprache durchzusetzen „A language has traditionally become an international language for one chief reason: the power of its people – especially their political and military power“. Diese Bedingungen erfüllt zur Zeit nur die englische Sprachgemeinschaft mit den USA als Weltführungsmacht.

bestehende wirtschaftliche und politische Machtgefälle zwischen der anglophonen und allen anderen Sprachgemeinschaften bestätigt, sondern die Hierarchisierung von Sprachen wird auch gegen die mögliche Absicht des Autors zum Instrument, um diese Machtrelationen auszuweiten und zu stabilisieren. Je stärker es aber zu einem signifikanten Asymmetriegefälle zwischen Sprachen kommt, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit eines Übergangs zur Einsprachigkeit in der dominanten Sprache (vgl. Hamel 2008, S. 36).

Sprachliche Übergänge dieser Art tragen nun selbst nicht unwesentlich dazu bei, die Macht der dominanten Kultur zu stärken, indem sie über die Inkludierung von immer mehr Sprechern auch die Konzepte der dominanten Kultur – einmal mit materieller und symbolischer Dominanz aufgeladen – verbreiten und dadurch die Kluft zwischen sich und der dominierten Kultur vertiefen. Genau auf solchen Mechanismen beruht der von Phillipson (1992, S. 47) beschriebene „linguistische Imperialismus“ des Englischen: auf der Errichtung und ständigen Wiederherstellung struktureller und kultureller Ungleichheiten zwischen dem Englischen und anderen Sprachen.⁴ Wesentlich für den Erfolg derartiger imperialer Sprachpolitik ist, dass die Eliten sich an diesem Prozess aktiv beteiligen und bei der Erstellung von Sprachhierarchien einschließlich der sie begründenden Machtrelationen zwischen Kulturen und Staaten – auch wenn ihnen das nicht immer bewusst ist – kooperieren. Dies ist ein wesentlicher Unterschied zwischen imperialer Sprachpolitik heute und vergangener Jahrhunderte: Die Übernahme der Leitsprache muss ‚freiwillig‘ erfolgen, demokratisch legitimiert und mit Vorteilen nicht nur für den einzelnen Akteur, sondern auch für die eigene Gesellschaft verbunden sein.

Die Sprache der internationalen Wissenschaft ist Englisch

Im Bereich von Forschung und Wissenschaft lässt sich der Prozess der Sprachhierarchisierung, d. h. der asymmetrischen Distribution von Sprachdomänen und Sprachfunktionen zwischen Englisch und allen anderen Sprachen, der Aufbau und die Verstetigung von Machtrelationen und die aktive Beteiligung von Wissenschaftlern und Wissenschaftsadministratoren an der Verdrängung der eigenen National- als Wissenschaftssprache in zahlreichen Domänen und Forschungsfeldern besonders deutlich veranschaulichen.

4 „A working definition of English linguistic imperialism is that the dominance of English is asserted and maintained by the establishment and continuous reconstitution of structural and cultural inequalities between English and other languages. Here structural refers broadly to material properties (for example, institutions, financial allocations) and cultural to immaterial or ideological properties (for example, attitudes, pedagogic principles). English linguistic imperialism is one example of linguicism, which is defined as ‚ideologies, structures and practices which are used to legitimate, effectuate, and reproduce an unequal division of power and resources (both material and immaterial) between groups which are defined on the basis of language“ (Phillipson 1992, S. 47).

Der gegenwärtige Stand der Distribution der Wissenschaftssprachen lässt sich knapp wie folgt zusammenfassen: Die Sprache der internationalen Wissenschaft ist durchgängig Englisch. Wie insbesondere die Untersuchungen von Ammon (z. B. 1998; 2001; 2005; 2008) und Skudlik (1990) belegen, ist es im Bereich der Naturwissenschaften, der technischen Wissenschaften, der Ökonomie und der Medizin in den letzten Jahrzehnten geradezu zu einem Sprachwechsel gekommen, in dem die nationalen Sprachen kaum noch eine Rolle spielen. Dass diese Marginalisierung auch für die großen europäischen Sprachen, unter anderem für die deutsche Sprache, gilt, hat Ammon bereits 1998 zu der Frage geführt, ob Deutsch überhaupt noch eine internationale Wissenschaftssprache sei. Er kommt zu dem Ergebnis, dass dies allenfalls noch in den Geistes- und Sozialwissenschaften – als sogenannte ‚sprachgebundene‘ Wissenschaften – der Fall ist. Da ihr Fokus auf kulturellen und gesellschaftlichen Fragestellungen liegt, sind sie auf die Gemeinsprachen angewiesen und greifen daher im Unterschied zu den mit stark formalisierten Sprachformen arbeitenden Naturwissenschaften oder technischen Wissenschaften noch in großem Ausmaß auf die eigenen Nationalsprachen als Wissenschaftssprachen zurück. Aber auch hier ist ein deutlicher Trend in Richtung einer Sprachumstellung auf Englisch festzustellen.

Auf Kroatien bezogen hat Rončević (2013) in einer umfassenden empirischen Untersuchung über die Sprachlichkeit der kroatischen wissenschaftlichen Zeitschriften in den letzten 100 Jahren ähnliche Entwicklungstendenzen festgestellt.⁵ Ein historisch ursprünglich mehrsprachiger Wissenschaftsraum mit Deutsch als einer der führenden Wissenschaftssprachen ist gegenwärtig in den naturwissenschaftlichen und biomedizinischen Zeitschriften im Prinzip auf Englisch ausgerichtet bzw. englisch monolingualisiert. In den sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen⁶ ist dagegen die Nationalsprache noch nach wie vor die führende Sprache der wissenschaftlichen Aufsätze geblieben, in Bezug auf die zitierten Quellen dominieren jedoch auch in den sozialwissenschaftlichen Zeitschriften englischsprachige Literaturverweise. Zusammenfassend kommt Rončević (2013, S. 90–106) in ihrer Studie zu dem Schluss, dass es in den kroatischen wissenschaftlichen Zeitschriften insgesamt zu einer Verarmung der sprachlichen Repertoires gekommen ist. Früher präsenste Wissenschaftssprachen – wie Französisch, Italienisch und Russisch – sind heute nicht mehr (Sozialwissenschaften) oder in kleinem Ausmaß (Geisteswissenschaften) anzutreffen. Der einzige Bereich, in dem die Position einer Fremdsprache

5 Die vorliegende Untersuchung von Rončević (2013) ist die erste empirische Untersuchung zur Mehrsprachigkeit im kroatischen Wissenschaftssystem. Sie umfasst: 1. eine Analyse der aktuellen bildungspolitischen Dokumente zur Regulation der Sprachenfrage an kroatischen Universitäten, 2. eine Analyse der Entwicklung der Sprachlichkeit der wissenschaftlichen Zeitschriften in den letzten hundert Jahren, 3. eine Umfrage unter Lehrenden und Forschenden an kroatischen Universitäten zu ihrem sprachlichen Habitus.

6 Im Kroatischen wird für Geisteswissenschaften der Begriff Humanwissenschaften verwendet. Beide Begriffe umfassen vergleichbare Wissenschaftsbereiche.

(Deutsch) im Vergleich zu seiner Position in der Vergangenheit stärker geworden ist, sind Zusammenfassungen in sozialwissenschaftlichen Publikationen. Dort bleibt Deutsch neben Englisch die führende Wissenschaftssprache.

Sprachwechsel und Sprachhierarchisierung

Wie lässt sich dieser Sprung vom Kroatischen und aus einem historisch wissenschaftlich mehrsprachigen Umfeld direkt ins Englische als Wissenschaftssprache erklären? Insbesondere wenn man bedenkt, dass z. B. Deutsch in Kroatien aufgrund der Zugehörigkeit zur österreichisch-ungarischen Monarchie über viele hundert Jahre Bildungs- und Wissenschaftssprache war und der deutschsprachige Raum auch heute noch der wichtigste Wirtschafts- und Handelspartner des Landes ist, mit zahlreichen wissenschaftlichen, institutionellen und politischen Verbindungen, mit der größten Anzahl kroatischer Studierender im Ausland und der größten Anzahl von Arbeitsmigranten. Aufgrund der geographischen, historischen und kulturellen Nähe Kroatiens zum deutschsprachigen Raum hätte man eigentlich erwarten können, dass Deutsch neben Englisch als Bildungs- und Wissenschaftssprache auch heute noch eine tragende Rolle spielen würde. Dies trifft als Schulfremdsprache zwar zu,⁷ nicht jedoch, wie Rončević (2013) festgestellt hat, für Deutsch als Wissenschaftssprache.

Offenbar greifen im Bereich der wissenschaftssprachlichen Kommunikation die Mechanismen der Sprachhierarchisierung, in denen Sprachen mit geringerer Reichweite und niedrigerem Status als Sprache der internationalen Kommunikation von Sprachen mit größerer Reichweite und höherem Status angezogen werden, besonders stark. Da Englisch als einzige Sprache in allen internationalen Domänen dominant präsent ist, über die größte Reichweite aller Sprachen verfügt und in allen Ländern als wichtige Fremdsprache anerkannt wird – de Swaan (2001, S. 17, 177) spricht in diesem Kontext von dem hyper-zentralen Status der englischen Sprache –, ist mit dem Wechsel in das Englische der größte Nutzen verbunden. Dem gegenüber liegen die super-zentralen Sprachen Russisch, Deutsch, Französisch oder Chinesisch (ebd., S. 8–20) oder die Nationalsprachen erster (z. B. Holländisch, Schwedisch, Tschechisch) und zweiter Ordnung (z. B. Swahili) auf einer Vertikale der Sprachenhierarchie mit abnehmendem internationalen Kommunikationspotential unterhalb des Englischen (Hamel 2008, S. 32 f.). Hieraus erklärt sich, warum mittelost- oder osteuropäische Wissenschaftler trotz der Nachbarschaft zum deutschsprachigen Raum die nächste Stufe der super-zentralen Sprachen überspringen und

⁷ Als Schulfremdsprache ist Deutsch nach wie vor von Relevanz. Deutsch ist nach Englisch die zweite Schulfremdsprache, zwar weit hinter Englisch, aber mit großem Abstand vor Italienisch und Französisch. So haben am Ende des Schuljahres 2010/2011 in der achtjährigen kroatischen Pflichtschule (Primar- und Sekundarbereich I) insgesamt 69,9% Englisch, 23,4% Deutsch, 5,6% Italienisch und lediglich 0,8% Französisch als Fremdsprache gelernt; vgl. hierzu Gehrman/Knežević/Petravić (2012).

statt Deutsch eher Englisch erlernen, oder warum anglophone Muttersprachler, die in der Sprachhierarchie nur eine niedriger eingestufte Sprache erwerben können, kaum eine Fremdsprache erlernen (vgl. Hamel 2008, S. 35). Da die hyper-zentrale Sprache Englisch im dritten Kreis der Nachfrage als Fremdsprache ständig expandiert und diese Expansion durch die gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Macht der englischen Sprachgemeinschaft dauerhaft gestützt und bei Bedarf, wenn die beherrschende Stellung des Englischen in Gefahr geraten sollte, auch mit Hilfe direkter sprachenpolitischer Intervention durchgesetzt wird,⁸ sinkt die Anziehungskraft der super-zentralen, traditionellen internationalen Sprachen wie Deutsch oder Französisch ständig, während sich die asymmetrische Beziehung zu Englisch entsprechend vergrößert. Das Wissenschaftsfeld ist in dieser Hinsicht keine Ausnahme.

Kroatische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die ins Englische wechseln, handeln daher nicht anders als deutsche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die ebenfalls ins Englische als internationale Wissenschaftssprache wechseln. Beide Gruppen erhoffen sich mit den Übergang in die hyper-zentrale Wissenschaftssprache Englisch Reichweiten-, Austausch-, sowie Umlaufgeschwindigkeitsgewinne und – da sie Teil der globalen anglophonen Wissenschaftsgemeinschaft werden und Zugang zum weltweit größten Wissenschaftsmarkt erlangen – auch internationale Rezeptions- und Reputationsgewinne. Die Gleichung, die entsteht, ist so einfach wie erhellend: anglophon = international, wettbewerbsfähig, hohe wissenschaftliche Qualität, modern und weltoffen vs. nationalsprachlich = beschränkte Reichweite, geringere Wettbewerbsfähigkeit, geringere wissenschaftliche Qualität, provinziell, rückständig und international nicht anschlussfähig. Dass mit dieser Gleichung die Zukunft einer historisch mehrsprachigen europäischen Wissenschaft in Frage gestellt wird, wird ebenso in Kauf genommen wie der sprachliche Rückbau der eigenen Wissenschaftssprache oder die tendenzielle Abwertung des in ihr Gedachten. Erlösung verspricht allein der Übergang ins Englische, ohne jedoch vollends erlöst zu werden. Denn es ist Teil imperialer Herrschaftslogik, dass der Unterschied zwischen Zentrum und Peripherie nicht aufgehoben, sondern allenfalls abgeschwächt wird. Ins ‚Paradies‘ der internationalisierungsfähigen Wissenschaft kommen daher nur jeweils wenige ‚Spitzenkräfte‘. Der große Rest verbleibt trotz Übergang ins Englische als Teil der Peripherie, wenn auch aus dem nationalsprachlichen wissenschaftlichen Umfeld hervorgehoben, und er steht, um im Ranking der Besten nicht wieder abzustiegen, unter erheblichem Zwang, sich an den diskursiven Vorgaben einer anglophon gelenkten Internationalisierung zu orientieren.⁹

8 So beschreibt Stark (2000, S. 44 ff.), wie es ist in der Zeit der Öffnung Mittelost- und Osteuropas nach 1989/90 mit administrativen Vorgaben erfolgreich gelungen ist, die Verwendung von Englisch in Verhandlungen mit Brüssel durchzusetzen, und zwar auch dann, wenn die mittelost- und osteuropäischen Politiker und Verhandlungspartner ausdrücklich Deutsch sprechen wollten, weil sie diese Sprache – als historische Verkehrssprache der Region – besser als Englisch beherrschten.

9 Vgl. hierzu auch Ehlich (2006, S. 33), der die großen deutschen Wissenschaftsgesellschaften in einer ähnlichen Mimikry-Situation sieht: „Sie fördern und honorieren die

Monolingualisierung als Lenkungsinstrument

Es ist vor allem diese ideologische Aufladung eines anglophonisierten wissenschaftlichen Internationalisierungsbegriffs, der den Blick dafür verstellt, dass die Monolingualisierung von Wissenschaft mit zum Teil dramatischen Anpassungsvorgängen einhergeht und die Innovationsfähigkeit wissenschaftlicher Hypothesenbildung gefährdet. Sprachhierarchisierungsprozesse wie der Übergang in die Einheitssprache Englisch beeinflussen nicht nur das sprachliche Handlungsfeld von Wissenschaft, sondern sie verändern auch die Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens, indem sie die reziproke Beziehung von Sprache, Gesellschaft und Wissenschaft, das Verhältnis von sprachlicher zu gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Pluralität, auf nur eine einzige Form sprachlicher Kategorisierung von Welt einengen, die zudem noch von einer einzigen, der anglophonen Wissenschaftsgemeinschaft, dominiert und von einem Hegemon, der USA, getragen wird. Vor allem sind es derartige Lenkungsvorgänge, die das sprachliche Differentielle an Welterfahrung und Weltdeutung entweder über die Einheitssprache Englisch kategorial und konzeptuell einzuhegen versuchen oder, sofern ausschließlich nationalsprachlich verankert, es häufig auch nicht zur Kenntnis nehmen, die Ehlich (2000, S. 15 f.; 2006, S. 33 f.) und Jakob (2002, S. 55) dazu veranlassen, von einer Verarmung des wissenschaftlichen Wissens zu sprechen, von einem wissenschaftlichen Innovations- weil sprachlichen Diversitätsverlust und von einer zunehmenden Uniformität des Denkens. Unter dem Aspekt der von Münkler (2014) hervorgehobenen neuen Weltordnung einer Kontrolle und Beeinflussung des Fluiden stellt sich dieser Zusammenhang systemisch jedoch anders dar. Es ist genau diese Diversität an Weltdeutung und Welterfahrung, die sich in verschiedenen Wissenschaftssprachen und Diskurstraditionen niederschlägt, die in einer einheitlichen Sprache zusammengeführt und gelenkt werden soll, um eben Einheitlichkeit als ein Element imperialer Herrschaftsform herzustellen und um das permanent Sich-Verändernde im Sinne der neuen Weltordnung dauerhaft kontrollieren und steuern zu können. Nicht das Defizitäre, sondern die Lenkungsgewinne stehen im Vordergrund.

Es ist deshalb auch nicht zufällig, dass sich diese Konfliktlinien insbesondere an der Frage des Verhältnisses von Sprache und Erkenntnis und der Sprachlichkeit von Wissenschaft entzünden. Je nachdem, ob man der Auffassung ist, dass Sprache und Denken, Sprache und Gesellschaft in einer dialektischen Beziehung zueinander stehen und Sprache nicht nur Ausdruck, sondern ebenso Mittel des Denkens ist,

beschleunigte Selbstaufgabe – in Erwartung, durch optimale Mimikry gegenüber dem hegemonialen Wissenschaftsbetrieb für diesen weiterhin interessant zu bleiben. Dass sie in Wahrheit eine doppelte negative Position ihrer selbst befördern, bleibt unbewusst oder wird verdrängt: Einerseits erweisen sie sich als allemal zweite Wahl gegenüber dem eigentlichen Primus intra impares, gegenüber dem hegemonialen Wissenschaftsbetrieb. Andererseits verkommen sie zunehmend zum bloßen wissenschaftlichen Zulieferservice für ihn, der solange interessant bleibt, wie er aufgrund seiner früheren eigenständigen Entfaltung noch hohe Standards in seiner Grundausbildung gewährleisten konnte.“

Sprache also als subjektive Welterfassung und unter Rekurs auf jeweils spezifische gesellschaftliche und historische Erfahrungen eine erkenntnisstiftende Funktion zukommt, die das gesamte Feld der Erkenntnisfindung, -formulierung, -speicherung und -vermittlung mitstrukturiert und beeinflusst, oder ob man der Ansicht ist, dass Denken einzelsprachlich unabhängig ist, Sprache als willkürliches Zeichensystem in Form von Wortmarken den im Prinzip sprachunabhängigen Wissens-elementen angefügt wird und auf objektive Sachverhalte in der außersprachlichen Realität verweist, der Partikularität von Sprachen also für die Welterfassung keine wirklich konstituierende Bedeutung zukommt, wird man zu gänzlich unterschiedlichen Schlussfolgerungen über das Verhältnis von Sprache und Wissenschaft kommen.

So bezweifeln diejenigen, die sich für eine wissenschaftliche Einheits-sprache aussprechen, die grundsätzliche Sprachgebundenheit von Erkenntnisfindung. Sie sind wie Ammon (2010, S. 401) der Meinung, dass ‚Formulierungen‘ – wenn auch in den Geisteswissenschaften aufgrund ihrer Verflechtung mit der Gemeinsprache erschwert –, „die sich nicht einmal in terminologisch reich („ausgebaute“) andere Sprachen wie z. B. Englisch übersetzen lassen (...), unter gedanklicher Unklarheit leiden“. Dahinter steht, auch wenn dies nicht explizit formuliert wird, das Konzept eines auf eindeutige Wahrheiten beruhenden wissenschaftlichen Wissens, das Wirklichkeit in Form objektiver Sachbezeichnungen beschreibt. Angestrebt wird eine einheitliche Klassifizierung der Welt durch die universale Wissenschaftssprache Englisch, die die Mehrdeutigkeiten und Differenzen ebenso wie die historischen impliziten Bezüge einer auf Gemeinsprachen basierenden Wissenschaft beseitigt und die Gegenstände wissenschaftlicher Erkenntnisfindung in Form eines einheitlichen terminologischen Corpus erfasst. Ziel dieses Konzepts ist es, die internationale wissenschaftliche Kommunikation eben nicht nur zu erleichtern, sondern sie ebenso auch zu vereindeutigen und zu steuern.

Vertreter einer mehrsprachigen Wissenschaft wie Ehlich (2005; 2006), Thielmann (2006), Trabant (2003), Mocikat (2013) sehen genau hierin das Erkenntnisproblem. Da der gesamte Prozess der Wissenschaft als hypothesengenerierender, welterfassender und weltdeutender Prozess ein sprachlicher Prozess ist, der auf die Gemeinsprache und die historischen Erfahrungen und Interessen der jeweiligen Sprachgemeinschaften rekurriert und auf sie als erkenntnisleitende Horizonte angewiesen ist, kann es demnach auch in der Wissenschaft kein System wahrer Sätze in Form objektiver und von jeweils konkreten gesellschaftlichen Auseinandersetzungen und Machtbeziehungen losgelöster Sachbezeichnungen über die Wirklichkeit geben. Jede Begrifflichkeit ist vielmehr ein Konnotat, Ausdruck einer spezifischen, versprachlichten Haltung zur Wirklichkeit und Deutung von Welt und als solche vielfach eingebunden in die Geschichte und das kulturelle Gedächtnis einer Sprachgemeinschaft. Einsprachigkeit, auch in der Form der Übersetzung, verändert dieses Konnotat, indem es die übersetzte Begrifflichkeit in ein neues Gefüge sprachlicher und inhaltlicher Beziehungen einbindet und damit eine Bedeutungsveränderung bewirkt. Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft ist nach dieser Auffassung ein notwendiger Bestandteil eines an Diversität und Differenz orientierten Erkenntnispro-

zesses. Diese will die unterschiedlichen Klassifizierungen von Welt als Erkenntnisinstrument und Ausdruck von Pluralität erhalten. Eingriffe in die Einzelsprachlichkeit des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesse werden daher als potentiell erkenntnisreduzierend und Welterfahrungen homogenisierend abgelehnt.

Nischen des Differenten

Gegenwärtig ist in der internationalen Wissenschaft eine Entwicklung zu verzeichnen, in der insbesondere über die Naturwissenschaften sich eine Wissenschaftsauffassung weltweit durchzusetzen beginnt, die mit dem angloamerikanischen ‚science‘-Begriff dem einheitssprachlichen Erkenntnis- und Wissenschaftsmodell nahe kommt. Sprache steht hier am Ende einer Kette von Experiment und Messung als Formulierung eines über außersprachliche Handlungen gewonnenen Ergebnisses. Das in der Einheitssprache Englisch formulierte Ergebnis erscheint dann als ‚objektive‘ Sachbezeichnung, es scheint eindeutig, konnotationsfrei und als solches kategorial universell gültig.¹⁰

Mit der Ausbreitung dieses Wissenschaftsbegriffs als *mainstream* international anerkannter Forschung und der Verbreitung von Englisch als Weltwissenschaftssprache – beide Prozesse gehen Hand in Hand – stehen nun die diskursiv-hermeneutischen Wissenschaften vor einem Dilemma. Entweder sie öffnen sich für empirisch quantifizierbare Methoden, wozu sie nur bedingt in der Lage sind, oder sie werden, selbst wenn sie sich anglophonisieren, an den Rand gedrängt. Dies gilt umso mehr für die sprachgebundenen, nationalsprachlich verfassten Wissenschaften. Ihnen

10 Dass es auch in den Naturwissenschaften kein ‚sprachfreies Denken‘ gibt, sondern in Prozessen der Interpretation von Daten, der Hypothesengenerierung und Theoriebildung die natürlichen Sprachen wie in den Geistes- und Kulturwissenschaften eine entscheidende Rolle spielen, darauf verweist Mocikat (2013, S. 2): „Ziel der Naturwissenschaften kann nur die Konstruktion von Theorien sein. Diese sind nicht das Abbild einer objektiv erkennbaren ‚Wahrheit‘, sondern existieren nur in unseren Gehirnen. Insofern können die Naturwissenschaften – ebenso wie die Geistes- und Kulturwissenschaften – allenfalls Deutungen über die Wirklichkeit abgeben. (...) Der eigentliche kreative Akt des Forschers ist nicht das Beobachten und Messen, sondern die Formulierung von Hypothesen, die in einem zweiten Schritt experimentell überprüft werden können. Die Hypothesengenerierung ist ein diskursiver Prozess, der von Sprachbildern geleitet wird. Für den Forscher spielt dabei die jeweilige Muttersprache eine besondere Rolle, da es einer umfassenden semantischen Vernetzung sowie eines Bewusstseins für die kulturell-historische Aufladung des Wortschatzes bedarf, um das intuitiv oder durch Analogie Erahnte zu präzisieren. Die Behauptung, aufgrund der zunehmenden Bedeutung bildgebender Verfahren in vielen Forschungsfeldern oder aufgrund der Anwendung theoretischer Sprachen, wie der Formelsprache in der Mathematik oder der Chemie, werde die Wissenschaft unabhängig von der natürlichen Sprache, ist nicht zutreffend. Die Produkte der Bildgebung sind lediglich Artefakte, über deren Interpretation gerungen werden muss – und zwar in der Alltagssprache.“

droht nicht nur eine sprachliche ‚Provinzialisierung‘, sondern sie werden in der Logik des imperialen Projekts der Steuerung des Fluiden auch zunehmend zu einem Relikt des 20. Jahrhunderts. Aufgrund der einzelsprachlichen Semantiken und der Unterschiede in Argumentationsmustern, Begriffsbildungen, Wirklichkeitszugängen und Interessenlagen widersetzen sie sich einer internationalen Vereinheitlichung und Homogenisierung ihres Wissenschaftsfeldes. Gerade hierin besteht zwar ihre Stärke und Aussagekraft,¹¹ aber auch ihre tendenzielle Inkompatibilität gegenüber einer einheitlichen Lenkung und Beeinflussung von Kommunikations- und Informationsströmen, wie sie in der neuen Weltordnung des 21. Jahrhunderts nach Münkler (2014) angelegt ist.

Der in diesem Zusammenhang immer wieder verwendete Begriff der ‚Nische‘ ist deshalb nicht nur als Hinweis auf die Gefahr einer Provinzialisierung der (noch) nicht anglophonisierten Wissenschaft zu verstehen, die allenfalls als ‚Nischen‘-Wissenschaft überleben kann – und auch dies nur vorläufig, weil die Anglophonisierung als sprachliches Pendant der Globalisierung früher oder später auch diese Nischen erfassen wird, sondern in dem Begriff scheint auch bereits die Ausgrenzung und Abwertung all jener Wissenschaftsdisziplinen und -bereiche durch, die sich nicht auf das Primat einer ‚science‘-Wissenschaft als internationales Modell von Wissenschaft einlassen wollen oder können.

Nach der Anglophonisierung von Wissenschaft ist daher mit dem Paradigma des Messbaren und zu Vermessenden eine zweite Engführung wissenschaftlicher Erkenntnisfindung zu erwarten. Der nachfolgende Abschnitt untersucht diesen Prozess als einen weiteren Teil der Kontrolle des Fluiden, in dem sich das Sprachliche mit dem Verwertbaren überlappt.

11 Vgl. hierzu auch Oesterreicher (2012, S. 122 f.), der einen ähnlichen Sachverhalt, wenn auch mit anderer Akzentuierung, „(...) nicht nur für Geistes- und Sozialwissenschaften“ hervorhebt: „Es muss offensiv eine grundsätzliche Kritik am Ideologem einer selektiv-reduktionistischen Wissenschaftsauffassung vorgebracht werden, die einer restfreien ‚Übersetzbarkeit‘ lebensweltlich fundierter wissenschaftlicher Inhalte, Kategorien und Strukturen in angeblich objektive Theoriezusammenhänge ‚reiner‘ Wissenschaft das Wort redet“. Und an anderer Stelle: „Kreativität wird wegen der lebensweltlichen Konstitution des in Frage stehenden Objektzusammenhangs in den Kulturwissenschaften *auch* von den sprachlich diskursiven Differenzen und deren historisch-hermeneutischen Vorgaben stimuliert und mitbestimmt. Es sind also Unterschiede in der Begriffsbildung und im wissenschaftlichen Habitus, in Argumentationsmustern und in der Formulierung von Interessenlagen, die hier von größter Bedeutung sind. Und diese zeigen sich schon innerhalb einer historischen Einzelsprache besonders deutlich in den Schulbildungen mit ihren jeweiligen ‚Fachsprachen‘ und ihrem forschungsbezogenen Zuschnitt“ (ebd., S. 124 – Hervorh. i. O.).

Teil 2: Bildungsökonomie und die Ökonomisierung des Sprachlichen

Dass die Sprachlichkeit von Wissenschaft eine bildungsökonomische Variable darstellt, ist auf dem ersten Blick nicht unmittelbar erkennbar. Deutlich wird dieser Aspekt erst, wenn man Universitäten als Unternehmen auffasst, die auf einem globalen Markt um Marktanteile, Ressourcenausstattung, Sponsorengelder, staatliche und privatwirtschaftliche Fördermittel, Forschungsaufträge, wissenschaftliches Personal, Studierende, Reputation und Definitionsmacht konkurrieren. Im Unterschied zum Leitbild der Universität in der Tradition Humboldts als Ort der humanistischen Höherbildung des Menschen werden jetzt betriebswissenschaftliche Steuerungsinstrumente wichtig, die Bildungs- und Erkenntnisprozesse nachfrageorientiert gestalten und Bildungsprodukte generieren, um sie auf einem globalen Bildungsmarkt international wettbewerbsfähig platzieren zu können. Die sprachliche Komponente dieses Prozesses ist, dass das akademische Feld schon vorher begrifflich und konzeptuell so umgestaltet sein muss, dass marktfähige Bildungsprodukte und Rendite versprechende Forschungsergebnisse entstehen können. Die Sprache des Marktes hat daher ganz direkten Einfluss auf Strukturentscheidungen des akademischen Feldes.

So werden Universitäten, die sich einem internationalen Ranking aussetzen, um ihre globale Konkurrenzfähigkeit und Sichtbarkeit zu erhöhen, nur dann erfolgreich sein, wenn sie zuvor die Indikatoren dieser Rankings als neuen ökonomischen Code der Wissenschaft legitimiert und in handlungsrelevante Haltungen der Akteure umgesetzt haben. Ebenso werden Studienangebote nur dann auf einem globalen Bildungsmarkt Absatz finden, wenn sie global lesbar die Eigenschaften von Gütern angenommen haben. Leitbegriffe der unternehmerischen Universität wie *human resource management*, *quality* oder *change management*, Effizienz- und Kompetenzorientierung, Zielvereinbarungen, Kennziffernsteuerung oder die Akkreditierung von Studiengängen und Hochschulinstitutionen durch hochschulexterne Agenturen verändern daher nicht nur das akademische Feld in einem bestimmten Segment, vielmehr strukturieren sie es als Gesamtes neu, indem sie auf der symbolisch-konzeptuellen Ebene zunächst einmal die Wirklichkeit herstellen, die es dann nach wirtschaftlichen Effizienzkriterien zu vermessen und dauerhaft marktorientiert umzugestalten gilt. Dies betrifft alle Ebenen der Organisation von Wissenschaft und Forschung.

Die Sprache des Weltmarktes ist Englisch

Das Paradigma des Ökonomischen, das nationalstaatliche Räume entgrenzt, um sie über das Primat des Marktes wieder zusammenzuführen, beruht sprachlich auf der homogenisierenden Kraft der Weltverkehrssprache Englisch. Diese leistet kommunikativ jene Form der Überwindung nationalstaatlicher Randbedingungen, derer sich das ökonomische System im Zustand der Globalisierung entledigen muss, um

sich als neue Form marktorientierter Weltaneignung global durchsetzen und das Gesellschaftliche umfassend regulieren zu können. In diese integrierende und zugleich totalitäre Logik des Marktes (vgl. Dux 2006), in der das Nationalsprachliche wie das Nationalstaatliche als störende und widerständige Impulse einer Weltordnung des Festen erscheinen, die das ungehinderte Ausbreiten von Informations- und Kommunikationsströmen und damit eine vereinheitlichende Re-kategorisierung von Welt nach den Bedürfnissen des Marktes behindern, ist eine wettbewerblich ausgegerichtete internationale Wissenschaft unweigerlich eingebunden. Beide Paradigmen, das Ökonomische und das Sprachliche, bedingen einander: Sie vereinheitlichen das transnationalisierte Feld von Wirtschaft und Wissenschaft und machen es dadurch wettbewerblich und marktkompatibel steuerbar. Der ‚sakrale‘ Kern des Englischen, seine Alternativlosigkeit als Weltverkehrs- und Weltwissenschaftssprache zur Ermöglichung globaler Kommunikation als quasi ‚natürliche‘ Folge der entstehenden Weltgesellschaft, die die Realität einer sprachlichen Globalisierung sozusagen automatisch mitkonstituiert hat, ist zunächst nichts anderes als die kommunikative Wendung jenes ‚sakralen‘ Kerns der Steuerung gesellschaftlicher Entwicklungen, der auf die „Selbstregulation von Märkten als neue Stufe des Regierens in entgrenzten Räumen“ (Münch 2011, S. 13) setzt. Auch dieser Kern ist wie das Postulat des Englischen als Sprache der Globalisierung in seinen Grundannahmen gegen Kritik und Widerlegung geschützt und immunisiert.¹²

In der imperialen Logik einer das Fluide kontrollierenden Weltordnung läuft diese Entwicklung auf dem Feld der Wissenschaft jedoch langfristig nicht auf mehr,

12 Vgl. hierzu Münch (2011, S. 12), der am Beispiel des New Public Management derartige Immunisierungsstrategien in der Aufspaltung zwischen einem „gegen Kritik und Widerlegung geschützten sakralen Kern von Grundannahmen und einem um diesen Kern gelegten profanen Randbereich instrumentellen Wissens“ verortet. Gegen-Evidenzen werden in die peripheren Zonen des instrumentellen Wissens verlagert und als Anomalien verbucht. Dadurch bleibt der eigentliche Kern geschützt. Eine andere Immunisierungsstrategie liegt in dem Glauben der Akteure an das Paradigma, mit der Folge, dass Fehlleistungen nicht dem Paradigma, sondern der eigenen Unzulänglichkeit zugeschrieben werden. Ähnliche Immunisierungsstrategien durchziehen auch die Legitimierung des Englischen als Sprache der Globalisierung und Modernisierung, so etwa, wenn – wie bei Haarmann (2002) – die Modernisierung der Gesellschaft mit dem unabänderlichen Aufstieg von Englisch zur Weltsprache in eins gesetzt und Kritik an der Dominanz des Englischen mit Moderne-Kritik gleichgesetzt wird. Beide Formen der Kritik gehen nach Haarmann an den alternativlosen Realitäten der Globalisierung (= sakraler Kern) vorbei. Er empfiehlt daher eine Haltung, die sich an den realen Gegebenheiten orientiert. Eine solche Haltung bezeichnet er als „kulturellen Realismus“: „Sich mit den kommunikativen Strategien des Globalisierungsprozesses zu arrangieren, heißt, die Realitäten der national-englischen Zweisprachigkeit zu akzeptieren und diesen Kommunikationstyp möglichst effektiv einzusetzen. Eine solche Einstellung (...) könnte man wohl am treffendsten als „kulturellen Realismus“ umschreiben. Vertreter des kulturellen Realismus lassen sich von zwingend notwendigen, alternativlosen Realitäten beeindruckt und stimmen ihre Planungen darauf ab“ (Haarmann 2002, S. 168).

sondern auf weniger Wettbewerb unter den Bildungsanbietern hinaus. Dieser Aspekt tritt besonders deutlich im internationalen Ranking von Universitäten hervor. Da es weltweit jeweils nur wenige Universitäten sind, die sowohl über die notwendigen materiellen Voraussetzungen (globale Marktmacht, Kapitalausstattung, personelle und materielle Ressourcen) als auch über die symbolischen Voraussetzungen (Konstruktion von Exklusivität, globales Prestige, Statusdistinktion, Anziehungskraft für ausländische Forschende und Lehrende) verfügen, um in den globalen Rankinglisten die obersten Plätze einzunehmen, der Wettbewerb also schon von vorherein unter ungleichen Marktbedingungen stattfindet, vertiefen sich die schon bestehenden Ungleichheiten zwischen Zentrum und Peripherie.¹³ Dies wiederum gilt insbesondere für die Regionen, die sich außerhalb der großen wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Zentren befinden und deren Bruttosozialprodukt auch nur im Ansatz nicht dazu ausreicht, eine international konkurrenzfähige Wissenschaft aufzubauen. Sie drohen unter dem Paradigma des Ökonomischen als Leitbild in der Wissenschaft von der internationalen wissenschaftlichen Forschung auf Dauer abgehängt zu werden. Im Zentrum dieser Entwicklungen stehen die großen amerikanischen Universitäten, die aufgrund ihrer globalen Marktmacht, Ressourcenausstattung und Anziehungskraft für ausländische Forschende, Lehrende und Studierende dazu übergegangen sind, zusammen mit einer Reihe weiterer Universitäten, auch hier vor allem aus dem angelsächsischen Raum, wissenschaftliche Oligopolstrukturen zu bilden. Damit gewinnen sie Deutungshoheit darüber, was als qualitativ wertvolle Bildung und Forschung zu gelten hat und was nicht. In der Folge hat alles, was von diesen Zentren kommt, quasi automatisch hohe wissenschaftliche Qualität, während die Peripherie – unausgesprochen – unter dem Verdacht steht, zumal wenn sie nicht anglophonisiert ist, international nicht anschlussfähige und somit scheinbar qualitativ geringere Wissenschaft und Bildung zu generieren. Sobald dieser Schluss vom Materiellen zum Symbolischen, vom Quantitativen zum Qualitativen gelungen ist, ist ein Kreislauf entstanden, der den meisten Universitäten nur noch die Wahl lässt, sich den Paradigmen der großen angelsächsischen Universitäten zu fügen, sich anzupassen und/oder sich zu internationalen und sprachlich anglophonisierten Netzwerken zusammenschließen. Dass sie dadurch die Definitionsmacht über ihr eigenes wissenschaftliches Tun verlieren – die Nationalsprache als internationale Wissenschaftssprache wurde schon zuvor aufgegeben – ist der Preis, der zu zahlen

13 Diese Stratifizierung der Universitäten nach Kapitalausstattung und Ressourcen macht den Wettbewerb um die höchsten Rankingplätze letztlich zu einem fiktiven Spiel, das Aufstieg im Ranking nach wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit suggeriert, Aufstieg daher also für jede Universität im Kern möglich sein kann, was aber aufgrund der hierzu notwendigen materiellen Voraussetzungen tatsächlich nur für wenige Universitäten der wirtschaftlich reichen Staaten eine realistische Perspektive darstellt. Es sei daher, so Liessmann (2006, S. 82), ein „Irrtum zu glauben, daß die diversen Rankings von Universitäten eine tatsächliche Wettbewerbssituation widerspiegeln. Auch in einer globalisierten Gesellschaft konkurriert die Universität Klagenfurt nicht mit der Universität Schanghai um die besten Forscher und begabtesten Studenten“.

ist, wenn man sich den Bedingungen des Marktes als Leitcode von Wissenschaft, Bildung und Forschung unterwirft.

Die nachfolgenden Überlegungen untersuchen die Dynamik dieses Prozesses auf dem Feld der wissenschaftlichen Zitationsdatenbanken und des Journal Impact Factors als dem zur Zeit wichtigsten Instrument zur Lenkung wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung. Auch hier zeigt sich, dass es in erster Linie sprachliche und materielle Hierarchisierungsprozesse sind, die das wissenschaftliche Handlungsfeld einengen und kontrollieren, und zwar unter freiwilliger, wenn auch systemisch erzwungener Teilnahme der Akteure, die sich vom Sprung ins Englische und zu den hochgerankten angelsächsischen Zeitschriften erhebliche wissenschaftliche Kommunikations- und Reputationsgewinne erhoffen.

Der Journal Impact Factor als Kontrollinstanz des Wissenschaftlichen

Der Journal Impact Factor (JIF)¹⁴, ein privatwirtschaftliches Geschäftsmodell des US-Medienkonzerns Thomson Reuters auf Basis von Zitationsdatenbanken für wissenschaftliche Zeitschriften, die von Redakteuren des Konzerns verwaltet werden, war ursprünglich dazu gedacht, über den Indikator „Häufigkeit der Zitierungen der Artikel einer Zeitschrift in anderen Fachzeitschriften“ den wissenschaftlichen Einfluss von Zeitschriften innerhalb eines Fachgebietes abzubilden und als bibliometrisches Hilfsmittel für den Vergleich und die Beschaffung von Fachzeitschriften zu dienen. Zur Ermittlung des JIF werden die kompletten Jahrgänge einer wissenschaftlichen Zeitschrift aus einem Zeitfenster von zwei Jahren herangezogen und deren Zitierungen jeweils im darauf folgenden Jahr bestimmt. Die Formel der Berechnung des JIF ergibt sich aus dem Quotienten von zwei Zahlenwerten: der Anzahl der zitierbaren oder Impact fähigen Quellenartikel einer Zeitschrift (Originalartikel/Articles, Überblicksartikel/Reviews) in den letzten beiden Jahren (= der Nenner) und der Häufigkeit der Zitierungen dieser Artikel ebenfalls in den letzten beiden Jahren (= der Zähler). Als zählbare Zitate, die im Zähler eingerechnet werden, gelten die Notierungen auch in solchen Publikationsformen einer Zeitschrift, die nicht zu der Gruppe der Quellenartikel des Nenners gehören wie Letters, News, Editorials oder conference proceedings. Gezählt wird die Häufigkeit des Vorkommens des Zeitschriftennamens (Journal Title Matching) und nicht die vollständige Referenz einer Arbeit, da Autorennamen oder Seitenangaben oft fehlerhaft wiedergegeben werden. Die zur Auswahl stehenden Zeitschriften müssen in den Zitationsdatenbanken von Thomson Reuters gelistet sein. Voraussetzung, um in die Datenbanken aufgenommen zu werden, ist unter anderem: regelmäßiges und pünktliches Erscheinen der Zeitschrift, internationale Abdeckung des Fachgebietes, internationale Reputation der Herausgeber, Abschluss eines Peer-Review-Verfahrens und, so Thomson Reuters im Web of Science (2014), da „(h)eutzutage Englisch die universelle Sprache

14 Die nachfolgenden Überlegungen stützen sich weitgehend auf die deutschsprachige Diskussion zum Journal Impact Factor.

der Wissenschaft (ist)“, die Verwendung von Englisch als Sprache oder Leitsprache der Zeitschriften, hier in Form einer Fokussierung auf Zeitschriften, die gesamte Texte oder zumindest bibliographische Angaben auf Englisch veröffentlichen. Die Auswahl und Evaluation der Zeitschriften obliegt ausschließlich Thomson Reuters. Monographien, Herausgeberwerke, Buchbeiträge, Konferenzbände, Lexikonartikel, Lehrbücher oder Zeitschriften ohne Peer-Review-Verfahren werden vom JIF nicht erfasst. Knapp formuliert ist der JIF auf Basis der *von Thomson Reuters verwalteten Datenbanken* ein statistischer Wert zur Messung der Häufigkeit der Zitierungen einer Zeitschrift in einem bestimmten Zeitraum.

Warum ein Artikel besonders häufig bzw. selten oder in dem vermessenen Zeitraum von zwei Jahren auch gar nicht zitiert wird, oder was dies über den Inhalt, den Erkenntnisgewinn und die Qualität des Artikels aussagt, darüber gibt der JIF keine Auskunft. Und auch die statistische Aussage gibt nur scheinbar einen objektivierbaren Sachverhalt wieder, da die Berechnungsgrundlage des JIF, wie in der Literatur vielfach dokumentiert, nicht nur für Verzerrungen, sondern auch für Manipulationen offensteht (vgl. exempl. Fröhlich 2003a; Heidenkummer 2013; Kanning 2010b; Marx/Bornmann 2012; Montada 1998). So kann der Impact einer Zeitschrift gezielt durch Veränderungen des Nenners oder Zählers beeinflusst werden. Strategien, die hierzu realiter angewendet werden, sind: die Erhöhung der Anzahl der Review-Artikel im Nenner, die weitaus häufiger zitiert werden als Originalartikel; die Erhöhung der nicht zitierbaren Publikationsformen im Zähler, da deren Zitierungen von Quellenartikeln des Nenners über die Methode des Journal Title Matching immer mitgezählt werden; die gezielte Aufnahme von Artikeln bekannter Fachvertreter sowie von Themen mit hoher Aktualität und dadurch Zitationswahrscheinlichkeit oder aber die Bildung von „Zitationskartellen“ unter miteinander vernetzten Autorinnen und Autoren, um den Impact einer Zeitschrift nach oben zu treiben.

Zu den in der entsprechenden Fachliteratur berichteten Missbrauchsstrategien von Redaktionen gehören unter anderem die Einwirkung auf Autor/inn/en, in ihren Artikeln die Anzahl der Referenzen aus Artikeln dieser Zeitschrift bewusst zu erhöhen oder Zitate der Quellenartikel gezielt in den nicht zitierbaren Publikationsformen des Zählers aufzunehmen.¹⁵ Eine weitere Form der Verzerrung besteht in dem Phänomen der statistisch schiefen Verteilung. In der Regel sind es nur einige wenige Artikel, die die größte Anzahl von Zitierungen erzeugen. Viele andere Artikel werden dagegen kaum oder nicht zitiert, sodass die Aufnahme eines Artikels in einer Zeitschrift mit hohem JIF noch keine Aussage über dessen tatsächlichen „Einfluss“ darstellt. Auch Artikel ohne jegliche Zitierungen profitieren in solchen Fällen von dem hohen JIF der betreffenden Zeitschrift.¹⁶

15 Mitunter kann dieser Missbrauch auch die Form von Zitationsverboten und -fälschungen annehmen, wie Mocikat (2013, S. 1) von einer „bekannten Verlagsgruppe“ berichtet. Diese „verbietet den Autoren, Referenzen zu zitieren, die nicht englischsprachig sind, und zwingt sie, falsche Zitate anzugeben“.

16 Dass diese ungleiche Verteilung von Zitierungen auch die Naturwissenschaften betrifft, zeigen Frey/Osterloh (2013) am Beispiel der Zeitschrift *Nature*, in der 89% des Impact

Weitere Ursachen, die unterschiedliche Zitationsraten hervorrufen, ergeben sich aus Fachunterschieden von Disziplinen mit gänzlich unterschiedlichen Zitiergewohnheiten (z. B. die Anzahl der Referenzen, Zitierungen über einen größeren Zeitraum) oder aber aus der Größe des Forschungsfeldes. Zu beachten ist auch, dass je spezialisierter und kleiner das Forschungsfeld ist, desto weniger Zeitschriften gibt es, in denen einzelne Artikel zitiert werden können, und desto geringer wird dementsprechend der JIF dieser Zeitschriften ausfallen. Und schließlich ist Zitieren auch ein sozialer Prozess, der nicht nur wissenschaftlichen Begründungszusammenhängen und Argumentationen geschuldet ist, sondern ebenso persönlichen Beziehungen, der Pflege wissenschaftlicher Netzwerke oder strategischen Optionen wie das Zitieren von Arbeiten einflussreicher Forscher, um die eigene Forschungstätigkeit zu untermauern oder sie mit dem Mainstream der „peer-reviewten“-Forschung des JIF zu verbinden.

Aus all diesen Erwägungen wird deutlich, dass der JIF nur bedingt eine Aussage über den tatsächlichen Einfluss einer Zeitschrift auf das jeweilige Fachgebiet zulässt. Für die Bewertung der Qualität einer einzelnen Publikation oder für die Verwendung zur Evaluierung einzelner Wissenschaftler/innen ist er auf jeden Fall ungeeignet. Kanning (2010b, S. 337) fasst diesen Sachverhalt wie folgt zusammen:

„Der Impact Factor ist ein statistischer Kennwert, der nur auf dem ersten Blick eine klare Aussage trifft. Er wird durch viele Einflussgrößen determiniert und spiegelt die tatsächliche Häufigkeit, mit der Artikel einer Zeitschrift zitiert werden, nur sehr unvollständig wider. Mehr noch, er erlaubt keine zufriedenstellende Aussage über die Qualität der Zeitschrift bzw. der in ihr veröffentlichten Artikel. Als Leistungsmaß für einzelne Wissenschaftler ist er gänzlich ungeeignet.“

Factors für das Jahr 2004 durch gerade 25% der in diesem Jahre in *Nature* veröffentlichten Aufsätze generiert wurde. „Allein in diesem Jahr wurde ein Artikel über das Genom der Mäuse über 1000 Mal zitiert, hingegen wurde die größte Zahl der anderen Aufsätze weniger als 20 Mal zitiert“ (Frey/Osterloh 2013, S. 3). Eine von Frey/Osterloh (ebd.) zitierte Langzeitstudie im Bereich wirtschaftswissenschaftlicher Publikationen (Oswald 2007), in der die Zitationsdaten von ausgewählten amerikanischen Zeitschriften mit hohem, mittlerem und niedrigem JIF aus dem Jahr 1981 über einen Zeitraum von 25 Jahren verfolgt wurden und damit auch stark verzögerte Einschätzungen der Artikel berücksichtigt werden konnten, bestätigt den Befund einer oftmals extrem schiefen Verteilung von Zitierungen. Nach dieser Studie waren in den beiden hochgerankten Zeitschriften *American Economic Review* (*AER*) und *Econometrica* die zwei am häufigsten zitierten Beiträge in *AER* mit 411 und in *Econometrica* mit 355 Nennungen vertreten. Viele Artikel wurden dagegen in dem Zeitraum von 25 Jahren nicht oder nur einmal zitiert. Frey/Osterloh schließen aus diesen Daten, dass es unstatthaft sei, inhaltlich gute Beiträge mit Publikationen in hochgerankten Zeitschriften zu identifizieren. Der Fehler, wenn diese Folgerung dennoch gemacht wird, sei, so Frey/Osterloh (2013, S. 4) weiter, grundsätzlicher Art und gehe nicht auf unzureichende Messung zurück: „Jedem in der gleichen Zeitschrift veröffentlichten Artikel den gleichen Wert zuzuordnen, verbirgt die extreme Ungleichheit in den Zitaten. Viele Artikel sind Trittbrettfahrer von einer kleinen Anzahl oft zitierter Beiträge, die den Impact Factor einer Zeitschrift bestimmen.“

Dass der JIF dennoch zur Bewertung der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit einzelner Wissenschaftler und Forschungseinrichtungen herangezogen wird und Universitäten bemüht sind, möglichst Forschende und Lehrende mit einem hohen JIF zu rekrutieren, muss Gründe haben, und diese können nicht nur darin liegen, dass, wie Marx/Bornmann (2012, S. 63) vermerken, die Verwendung des JIF durch seine „leichte Verfügbarkeit (...), einen vermeintlichen Mangel an Alternativen sowie ein fehlendes Verständnis bibliometrischer Grundzusammenhänge begünstigt“ wird. Betrachten wir hierzu im Folgenden die funktionale Verwendung des JIF im Wissenschaftssystem und die verschiedenen Stationen seiner Verwandlung: die symbolische und materielle Aufladung des JIF als Nachweis wissenschaftlicher Qualität, die Verhaltensänderungen, die dieser Indikator bewirkt, das Wissenschaftsverständnis, das sich mit dem JIF verbreitet und dominant wird, und seine Sprachlichkeit als kommunikatives Mittel zur Hierarchisierung und Lenkung von Wissenschaft.

Hegemonialdiskurse des Quantitativen

Geht man allein von der statistischen Grundlegung des JIF als quantitativ ermittelte Maßzahl der Häufigkeit der Zitationen einer Zeitschrift aus, wird schnell deutlich, dass der JIF englischsprachiger Zeitschriften aufgrund der Größe des anglophonen Zeitschriftenmarktes, der Verwendung von Englisch als dominanter Weltwissenschaftssprache und der dadurch bedingten globalen Rezeptions- und Zitierfähigkeit immer um ein Vielfaches höher liegen wird als der JIF von Zeitschriften in nicht englischer Sprache. Dieser statistische Faktor wirkt sich noch einmal potenzierend auf amerikanische Fachzeitschriften aus, die zusätzlich von dem weltweit größten integrierten Publikationsmarkt der USA, der Größe und Ausdifferenziertheit des amerikanischen Wissenschaftssystems und der globalen Marktmacht der USA profitieren. So beziffert Münch (2011, S. 174) den Impact Unterschied zwischen amerikanischen und deutschen Soziologen allein aufgrund dieser unterschiedlichen Marktbedingungen auf den Faktor acht.¹⁷ Ein weiterer Faktor, der den JIF europäischer Zeitschriften negativ beeinflusst, ist ihr nationalsprachliches Zitationsumfeld bzw. die Einbeziehung zahlreicher nicht vom JIF erfasster Publikationsformen wie Monographien oder Buchbeiträge.

¹⁷ Zu den spezifischen Marktbedingungen, die den Impact amerikanischer Soziologen beeinflussen, gehören nach Münch (2011, S. 174 f.) auch die gegenüber der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) achtfach höhere Mitgliederzahl der American Sociological Association (ASA) sowie die Vielzahl amerikanischer soziologischer Fachzeitschriften bzw. Magazine. „Amerikanische Soziologen sind deshalb auch nicht darauf angewiesen, außerhalb der USA Rezipienten zu finden bzw. Literatur von außerhalb zu rezipieren. Sie erreichen dementsprechend auf dem amerikanischen Publikationsmarkt allein schon aufgrund ihrer Zahl den achtfachen Impact im Vergleich zu den deutschen Soziologen auf dem deutschen Markt.“

Der erste Schritt der symbolischen Aufladung des JIF beginnt nun damit, dass er zu einem Maßstab für wissenschaftliche Qualität erklärt wird und statistisch verifizierbare Rezeptions- und Zitationserfolge in qualitative Leistungsnachweise umgewandelt werden. Dies lässt z. B. die Aussage zu, dass der höhere Impact einer amerikanischen Zeitschrift in erster Linie Ausdruck ihrer höheren wissenschaftlichen Qualität ist und nicht etwa Folge einer eigentlich unerlaubten Instrumentalisierung statistischer Effekte zwecks qualitativer Einstufung der Zeitschrift. In dieser Weise als Leistungsindikator legitimiert, signalisiert der Impact nicht mehr nur statistische, sondern auch wissenschaftliche Exzellenz und Dominanz.

Der zweite und für die symbolische Aufladung des JIF im Sinne der Ausübung von Hegemonie wichtigere Schritt ist der der Hierarchisierung von Zeitschriften und der Verwendung des JIF zur Evaluierung von Wissenschaftlern. Sobald wissenschaftliche Zeitschriften weltweit je nach Höhe des erreichten Impacts in A-, B- und C-Zeitschriften gerankt werden und dieses Ranking als Evaluationskriterium für wissenschaftliche Leistung herangezogen wird, verändern sich die Koordinaten von Forschung. Differenzen im JIF werden jetzt zu Statusdifferenzen mit hoher Distinktionswirkung hochgerechnet, und es entstehen neue und messbare Rekrutierungsbedingungen von Wissenschaftler/innen. Universitäten, die diese Option wählen und Bewerbungen um eine Professur je nach dem Impact Konto des Bewerbers reihen, werden, sofern sie hierzu die notwendigen materiellen Voraussetzungen haben und sich als unternehmerische Universität verstehen, früher oder später auch in einen Wettbewerb um „High-Impact“-Wissenschaftler eintreten und gegeneinander konkurrieren. Damit schließt sich der Kreis zwischen hochgerankten Universitäten, Zeitschriften und Wissenschaftlern. Münch (2011, S. 246) spricht in diesem Zusammenhang von einer

„Koppelung der symbolischen Stratifikation mit der materiellen, die zu einer wechselseitigen Angleichung der Journal-Impact-Rangliste und der Geldrangliste der Universitäten führt. Der Reichtum einer Universität wird dann – wie in den USA schon zu sehen – unmittelbarer Ausdruck ihres akademischen Ranges“.

Ein solches System erzwingt Verhaltensänderungen: Es beeinflusst das Selbstbild von Wissenschaftler/innen und es verändert ihre Auffassung von Wissenschaft.

Der JIF-Wissenschaftler als akademischer Manager

Wissenschaftler, die von der Sinnhaftigkeit einer JIF-basierten Forschung überzeugt sind oder ihre Karriere danach planen, werden ihr Hauptaugenmerk darauf richten, Punkte zu sammeln und in Zeitschriften mit möglichst hohem JIF zu publizieren. Eine intrinsische Motivation der Erkenntnisgewinnung um der Erkenntnis willen ist mit diesen Systembedingungen kaum noch zu vereinbaren. Vielmehr entsteht ein neuer Typus des Wissenschaftlers, der des akademischen Managers. Dieser verhält sich strategisch: Er betreibt Forschen, Lehren und Lernen als ein Geschäft, ist

bestrebt, das Punktekonto zu erhöhen und darauf ausgerichtet, Rendite zu erwirtschaften und das von ihm eingesetzte Kapital zu akkumulieren (vgl. Münch 2011, S. 125). Der Habitus dieses Wissenschaftlers ist extrinsisch motiviert, sein Wechsel vom „taste of science“ in den „taste of publication“ (Frey/Osterloh 2012, S. 2) systemkonform.

Folgeerscheinungen dieses Habitus sind gegenwärtig in Veränderungen wissenschaftlicher Arbeitsformen zu beobachten. So schließen Frey/Osterloh (2012, S. 1) aus einer Analyse von Zitatfehlern, dass 70–90% der zitierten Papiere gar nicht gelesen worden sind. Fröhlich (2003b, S. 37) berichtet davon, dass „das Vertrauen in die ‚qualitätsgeprüften‘ Publikationen (...) zum hemmungslosen Zitieren und Übernehmen (führt)“ und so die „Publikationsflut durch rasch und flüchtig erstellte Veröffentlichungen“ angeheizt wird. Sofern dieses Verhalten, wie hier angenommen, systemkonform ist, und insbesondere Nachwuchswissenschaftler/innen darauf angewiesen sind, um JIF-Punkte zu sammeln, in möglichst kurzer Zeit möglichst viele Artikel zu produzieren, ist zu erwarten, dass in demselben Tempo auch Regelverletzungen wissenschaftlichen Schreibens bis hin zu Plagiaten sowie die Anzahl „oberflächlichere(r) Gutachten“ (Frey/Osterloh 2012, S. 2) zunehmen werden.¹⁸

Besonders dramatisch wirkt sich dieser Habitus auf die Wahl der Publikationsstrategie aus. Da eine ganze Reihe von Publikationsformen wie Monographien, Sammelbände, Lehrbücher oder Praxiszeitschriften vom JIF nicht erfasst werden, erscheinen sie dem bzw. der strategisch planenden JIF-Wissenschaftler/in auch nicht mehr karriereförderlich; er oder sie wird sie daher nicht mehr – oder wenn, dann äußerst selektiv – als Veröffentlichungsmöglichkeit nutzen.¹⁹ In der Logik des Rankings werden diese Publikationsformen jedoch nicht nur weniger wichtig, sondern das in ihnen Gedachte erscheint auch als weniger wertvolle Wissenschaft, denn – so der Rück- bzw. Kurzschluss – wenn sie es wäre, hätte sie es in die hoch

18 Frey/Osterloh (2012, S. 2) sprechen in diesem Zusammenhang von „Unbeabsichtigte(n) Nebenfolgen von Rankings“. Ähnlich Liessmann (2006, S. 98), der zwischen der Messung von Wissenschaft und der Vernachlässigung oder bewussten Verletzung wissenschaftlicher Standards eine sehr enge und direkte Beziehung sieht: „Eine Evaluation ist zwar nicht imstande, auch nur im Ansatz die Qualität und Eigensinnigkeit wissenschaftlicher Leistungen zu erfassen oder gar zu messen, aber sie kanalisiert die Tätigkeiten von Wissenschaftlern: Alles konzentriert sich nun darauf, den quantitativen Vorgaben in quantitativer Weise zu entsprechen. Da kann es schon einmal vorkommen, daß man es mit Quellen, Autorschaften und Seriosität nicht ganz ernst nimmt – bis hin zu Betrug und Fälschung.“

19 Vgl. hierzu auch Kanning (2010b, S. 338), der die Grundsätze der Publikationsstrategie eines Wissenschaftlers, der seinen eigenen Impact in die Höhe treiben will, wie folgt beschreibt: „Schreibe keine Monographien. Schreibe keine Lehrbücher. Fungiere nicht als Herausgeber von Büchern. Schreibe nicht an Herausgeberwerken mit. Schreibe keine Artikel in Praxiszeitschriften. Beteilige dich nicht an Diskussionen in Fachzeitschriften. Publiziere möglichst ausschließlich in amerikanischen Zeitschriften. Wähle für die Einreichung eines Manuskripts die Zeitschrift mit dem höchsten Impact Factor. Wähle Forschungsthemen aus, die in entsprechenden Fachzeitschriften en vogue sind. (...)“.

gerankten Zeitschriften geschafft. Theoretisch komplexe Zusammenhänge, für die vor allem Monographien und Buchbeiträge eine angemessene Veröffentlichungsform darstellen, geraten auf diese Weise aus dem Blickfeld des internationalen wissenschaftlichen Diskurses; sie werden sozusagen einschließlich der sie tragenden wissenschaftlichen Disziplinen ins zweite oder dritte Glied geschoben.

Ein solches Verhalten – einmal internalisiert – hat erheblichen Einfluss auf Prozesse der Erkenntnisgewinnung und der Steuerung von Forschung. Die Kriterien der Rankinglisten werden jetzt zu den eigentlichen Parametern, an denen sich eine international wettbewerbsfähige Forschung auszurichten hat. Diskurse, Paradigmen, Theorien und Methoden, die in ‚High-Impact-Zeitschriften‘ erscheinen und dadurch als relevant eingestuft werden, erhalten erkenntnisleitenden Status, sie werden zum *mainstream* der Forschung, während risikoreiche, nicht anwendungsbezogene und theoretisch komplexe, aber auch regionale Themen, die im Sinne des JIF nicht marktfähig und verwertbar sind, vermieden oder ins Abseits der nicht Impact fähigen Publikationsformen gestellt werden. Der Impact Faktor belohnt, so Fröhlich (2003b, S. 36), „(b)ereits etablierte Theorien, Methoden, WissenschaftlerInnen, Institutionen (z. B. durch Aufnahme in Datenbanken), (...), innovative, noch statusniedrige Außenseiter hingegen (werden) bestraft.“ Das von Münch entworfene Bild von Nachwuchsforschern, die in dieses System hineinsozialisiert sind, veranschaulicht beispielhaft dieses neue Wissenschaftsverständnis:

„Die Nachwuchsforscher in den USA haben diese Lektion schon früher gelernt als ihre europäischen Kollegen. Für sie ist es längst üblich geworden, die größte Mühe und die meiste Zeit in die Schaffung eines Datensatzes zu investieren, der dafür geeignet ist, aus ihm in den nächsten zehn Jahren eine Reihe von Aufsätzen zu generieren, die sich in einem Journal mit möglichst hohem Impact unterbringen lassen. Um welchen Forschungsgegenstand es dabei geht, ist zweitrangig. Die Forschungsfragen werden an das angepasst, was der Datensatz hergibt. Es kommt darauf an, dass exklusiv über einen Datensatz verfügt wird, der Individualdaten enthält, die sich mit den fortgeschrittenen Methoden auswerten lassen. (...) Wer in dieses System gut hineinsozialisiert ist, schaltet zunächst einmal alle Risiken aus, die sich aus der Verfolgung von Fragestellungen ergeben, für die man noch keinen Sicherheit verbürgenden Datensatz hat“ (Münch 2011, S. 147).

Die hier deutlich werdende Einengung des Wissenschaftsfeldes auf ökonomische Verwertbarkeit und Impact-Optimierung ist im Rahmen der unternehmerischen Universität ein notwendiger Schritt, um Wissenschaft und Bildung für einen internationalen Markt wettbewerbsfähig zu machen. Die Matrix dieses Feldes bilden Rankinglisten von A-, B- und C-Zeitschriften, -Wissenschaftlern, -Wissenschaftsverlagen und -Universitäten. Der Journal Impact Factor, als gleichsam kleinste Einheit und Kern dieses Feldes, vermisst jedoch nicht nur Forschungsleistungen, sondern er verwandelt sie über die Form der Quantifizierung durch Impact-Punkte in international vergleich- und handelbare wissenschaftliche Güter. Diese Intervention in zuvor binnenwissenschaftlich ausgetragene Verhandlungsprozesse über die Qualität von Wissenschaft ist nun grundlegend für das Geschäftsmodell der unternehmeri-

schen Universitäten und die Ökonomisierung von Wissenschaft, das heißt über die Vermessung von Wissenschaft und über Rankinglisten wird die Definitionsmacht über Qualität in die Außensteuerung des Marktes verlagert, dieser wird über Indices kontrolliert und durch die Konstruktion von Exklusivität wird Deutungshoheit und Marktmacht erlangt. Der JIF strukturiert und dynamisiert dieses Feld, während auf den JIF aufbauende Rankinglisten es vor Kritik immunisieren. Die Ummünzung von Quantität in Qualität durch den JIF ist daher systembedingt und unter Marktbedingungen von Wissenschaft ein strategisch richtiger Schritt. Mängel und Fehler dieses Systems werden, sofern man innerhalb der Systemgrenzen verbleibt, durch neue und verbesserte Mess- und auf Vermessung beruhende Bewertungsmethoden aufgefangen, die den Grundsatz der Vermessung wissenschaftlicher Leistung durch Zitationsquoten jedoch selbst nicht in Frage stellen. Eine Aufgabe der Quantifizierung von Wissenschaft würde dagegen das gesamte System in Frage stellen.

Der imperiale Charakter dieses Projektes besteht – wie schon angesprochen – darin, dass nicht alle Wissenschaftsstandorte gleichermaßen in diese Entwicklung einbezogen werden, sondern dass sich Monopolstrukturen herausbilden, die die Welt in A-, B- und C-Regionen konkurrenzfähiger Wissenschaft aufteilen. Der JIF und Rankings verstärken diese Monopolstrukturen. Gesteuert und global kontrolliert werden sie durch Prozesse ihrer anglophonen Versprachlichung.

Die Sprachlichkeit des JIF als Lenkungsinstrument

Betrachtet man die für die Berechnung des JIF zugrunde gelegten Zitationsdatenbanken in den Journal Citation Reports (JCR) von Thomson Reuters, so fällt auf, dass sie bezogen auf ihren internationalen Anspruch zahlreiche Ungleichgewichte aufweisen, die nicht zuletzt mit der sprachlichen Selektion des JCR zusammenhängen: Englischsprachige und insbesondere nordamerikanische Zeitschriften dominieren eindeutig, während nicht anglophone europäische Zeitschriften oder in noch größerem Ausmaß Zeitschriften aus kleineren Sprachgebieten signifikant unterrepräsentiert sind. Ein weiteres Ungleichgewicht betrifft die Fachgebiete: Medizin und Naturwissenschaften sind umfangreich, Geistes- und Sozialwissenschaften dagegen deutlich weniger vertreten. Noch weniger einbezogen sind Zeitschriften der angewandten Wissenschaften, und vergleicht man die Zahl der weltweit erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschriften mit der Zahl derer, die in den, dem JIF zugrundeliegenden Datenbanken verzeichnet sind, so zeigt sich, dass sie nur einen Bruchteil der weltweit veröffentlichten Fachzeitschriften berücksichtigen: Je nach Zählung liegt dieser Teil zwischen 8–10%.²⁰ Hinzu kommt, dass in den Geistes- und Sozial-

20 In den Journal Citation Reports JCR, die jeweils jährlich erscheinen, wurden nach Angaben von Thomson Reuters (Web of Science) im Jahr 2014 über 11.400 wissenschaftliche Zeitschriften ausgewertet. Die JCR erscheinen in zwei Editionen: Die Science edition (Medizin, Naturwissenschaften, Technik) umfasst mehr als 8400, die Social Sciences edition (Sozial- und Geisteswissenschaften) mehr als 3000 wissenschaftliche Zeitschriften.

wissenschaften ein großer Teil der Veröffentlichungen in nicht Impact-kompatiblen Publikationsformen wie Monographien oder Buchbeiträgen erscheint. Bezieht man dies ein, so wird offensichtlich, dass mit dem JIF eine höchst selektive Auswahl des wissenschaftlichen Wissens als ‚international relevant‘ ausgegeben wird.

Diese spezifische Form einer Einengung des wissenschaftlichen Feldes und seiner sprachlichen Strukturierung über die Weltwissenschaftssprache Englisch hat weitreichende Folgen. Die nachfolgenden Überlegungen fokussieren den Aspekt der sprachlichen Lenkung. Dieser ist unter der Perspektive der Herausbildung wissenschaftlicher Monopol- und Hegemonialstrukturen, in deren Zentrum die USA stehen, gleich in mehrfacher Hinsicht kontroll- und steuerungsrelevant.

Hegemoniale Verteilungsstrategien

Zunächst ist grundlegend, dass das System des Journal Impact Factors, wie es gegenwärtig vom Medienkonzern Thomson Reuters global angeboten und auch global als Rankinginstrument angenommen wird, ohne die Durchsetzung von Englisch als Weltwissenschaftssprache nicht möglich wäre. Der hegemoniale Charakter dieses Projektes besteht darin, dass die High-Impact Journals, US-basiert und im angelsächsischen Sprachraum verankert, über die Weltwissenschaftssprache Englisch die in ihrem Sprachraum generierten und auf ihn verweisenden Konzepte, Theorien, Diskurse und Methoden weltweit verbreiten und gleichsam als Leitmedien wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung global durchsetzen können. In Form von Monopolbildungen über Rankinglisten von Universitäten, Forschungseinrichtungen und Verlagen abgesichert, erlangen sie Deutungshoheit und Definitionsmacht über das, was als ökonomisch verwertbare und gesellschaftlich ‚nützliche‘ Wissenschaft gelten soll wie darüber, welche Fragestellungen und Forschungsparadigmen in diesem Sinne als prioritär anzusehen sind. In diesem Sinne haben die Zitationsdatenbanken von Thomson Reuters die Funktion von globalen Verteilungssystemen wissenschaftlichen Wissens: Über sie wird entschieden, was weltweit sichtbar wird und was nicht, und welche Paradigmen, Theorien und Konzepte in hochgerankten Zeitschriften internationale Wirkmächtigkeit entfalten können. Das wissenschaftliche Machtmonopol der USA und des angelsächsischen Sprachraums beruht ganz wesentlich auf dieser Verteilungshegemonie und seiner sprachlich englischsprachlichen Grundlegung. Dementsprechend ist der Medienkonzern Thomson Reuters darauf bedacht, sein Verteilungsmonopol als Geschäftsmodell zu verteidigen und immer neue Formen von Rankings als internationale Orientierungs- und Bewer-

ten. Ausgangspunkt für die Berechnung des Anteils an den weltweit vorhandenen Fachzeitschriften ist eine Gesamtzahl von 100.000–130.000 Zeitschriften. Die Schätzungen selbst schwanken. Bloch/Walter (2001, S. 564) gehen von weltweit 100.000 Zeitschriften aus, Mocikat (2009, S. 101) nennt eine Zahl von 100.000 bis 130.000 Zeitschriften, Marx/Bornmann (2012, S. 52) beziffern den Prozentsatz der mit dem JIF erfassten wissenschaftlichen Zeitschriften auf ca. 10%, Kannnig (2010b, S. 336) schätzt ihn auf 8%.

tungsrahmen von Forschung anzubieten. Nutzer, die sich von diesem Modell Rezeptions- und Dominanzgewinne erhoffen und an ihm partizipieren, bestätigen und stärken es und sie schützen es zugleich vor Kritik.

Die Pointe dieses hegemonialen Systems ist, dass es nur funktioniert, wenn in gleicher Weise die kommunikativen Ströme des Englischen vor nationalsprachlichen Domäneneingriffen geschützt werden, und zwar auch und gerade von Akteuren, deren Sprachen in diesem System an Bedeutung verlieren. Da im Rahmen von internationaler Rankings und JIF-orientierter Forschung die eigene Nationalsprache, sofern sie nicht Englisch ist, mehr und mehr zum Karrierehindernis wird, besteht die Gefahr, dass Wissenschaftler/innen, die ihre internationale wissenschaftliche Reputation und Wettbewerbsfähigkeit über eine Erhöhung der Impact Punkte steigern wollen, ihre nationale Wissenschaftssprache weitgehend aufgeben und – zumindest für die Publikationen – ins Englische wechseln. Dieser Wechsel ist zwar freiwillig, er wird jedoch im Rahmen der unternehmerischen Universität durchaus auch erzwungen, indem über Mittelzuweisungen, Personalausstattung oder Berufungsverhandlungen mehr oder weniger Druck ausgeübt wird, Veröffentlichungsstrategien in Richtung hochgeranker englischsprachiger Publikationsorgane umzustellen oder zumindest auf Englisch zu veröffentlichen oder in solchen nationalsprachigen Zeitschriften zu publizieren, die über den JIF als Leitmedien eingestuft werden. Universitäten oder Forschungseinrichtungen, die sich in dieser Strategie des Ökonomischen bewegen, sind selbst nicht mehr frei in ihren Handlungsspielräumen. Auch ihr internationaler Marktwert hängt wesentlich von der Einstufung durch Rankingsysteme ab. Sie werden daher ebenso wie der o. a. einzelne JIF-Wissenschaftler bestrebt sein, Impact-Punkte zu akkumulieren und ihr Profil nach den Kriterien internationaler Rankings auszurichten – sei es über gezielte Lenkung von und Investitionen in international hochgeranke(n) und sprachlich anglophonisierte(n) Forschungsbereiche(n), über den Abbau von Wissenschaftsdisziplinen und Instituten mit niedrigem Impact und geringer ökonomischer Verwertbarkeit, durch vermehrte Studienangebote auf Englisch oder durch ein englischsprachiges „design“ der Institution Universität, um den Standort international sichtbar und für ausländische Studierende und Lehrende attraktiv zu machen. Im Kontext der Profilierung als „High-Impact-University“ wird Englischsprachigkeit in jedem Fall zu einem Indikator für die Internationalisierungs- und Wettbewerbsfähigkeit einer wissenschaftlichen Institution.

Das imperiale Projekt der Internationalisierung

Ein solcher systemischer Zwang in Richtung einer englischsprachigen Internationalisierung der Universität hat Folgen für das in der Nationalsprache verfasste Wissen. Der von Haller/Hepp/Reinold (1997) beschriebene Befund für den heute durchgängig anglophonisierten Bereich der Medizin ist exemplarisch und kann auf andere Disziplinen übertragen werden:

„Es ist höchste Zeit, den Stellenwert des Impact Factors zu erkennen und an unseren medizinischen Fakultäten dafür zu sorgen, dass er seine richtige Bedeutung erhält und unsere jungen akademischen Nachwuchskräfte nicht gezwungen werden, nur noch in englischsprachigen Zeitschriften, und auch dort nur in solchen mit hohem Impact Factor, zu publizieren, wie sie dies bereits tun. Eine Weiterentwicklung dieses Prozesses hätte zur Folge, dass qualitativ hochstehende deutschsprachige Originalarbeiten zunehmend verschwinden, dass das wissenschaftliche Niveau unserer deutschsprachigen Zeitschriften sinkt und wohl in kurzer Zeit wissenschaftliche Inhalte gar nicht mehr auf Deutsch publiziert werden“ (S. 118).

Im Kern geht es hier um den Rückbau der eigenen Wissenschaftssprache durch Nichtverwendung und Übernahme einer englischsprachigen Begrifflichkeit. Hegemonial gedacht ist dieser Schritt systemadäquat: Er verstärkt die Angleichung der Wissenschaftssysteme nach dem Modell des Zentrums und überwindet über die Ebene einer vereinheitlichten Kommunikation nationalstaatliche und -sprachliche Barrieren. Derart sprachlich entgrenzte Räume werden offen für Steuerung und Kontrolle. Indem die Nationalsprachen gleichsam international wissenschafts-untauglich werden, verlieren sie auch die Kraft, alternierende begriffliche Gegenentwürfe zum Weltmodell des Zentrums zu bilden. Sie werden gleichsam in dieser Funktion sprachlich außer Kraft gesetzt.

Dies ist jedoch nur ein Teil hegemonialer Kontrolle und Steuerung. Der andere Teil ist weniger deutlich und wird erst sichtbar, wenn man die Strategie kommunikativer Lenkung auf die Ebene der Referenzen amerikanischer Fachzeitschriften in den Zitationsdatenbanken des Journal Impact Factors herunterbricht. War in der „Idealwelt des Universalismus“ die Verarbeitung ausländischer Literatur noch ein „unverzichtbarer Bestandteil wissenschaftlicher Wissensgenerierung“ und „bedeutet(e) Internationalität Horizonterweiterung“ durch „Import von Wissen aus anderen Kulturen“, so ist in der Realwelt der Marktmacht der führenden amerikanischen Fachzeitschriften dieses Kriterium zugunsten eines Wissensexports ohne Import weitgehend suspendiert (vgl. Münch 2011, S. 133). Damit verändert sich der Prozess der Wissensgenerierung und -vermittlung grundlegend: Er wird gleichsam entinternationalisiert und an die Bedarfe des Hegemonen angepasst. Dieser kontrolliert das Feld wissenschaftlicher Forschung, bestimmt dessen Struktur und ist aufgrund seiner globalen wissenschaftlichen und sprachlichen Handlungs- und Marktmacht jederzeit in der Lage, neue Forschungsimpulse zu setzen, ohne auf andere Quellen außer die seiner eigenen Sprachgemeinschaft zurückzugreifen. Genau dies ist die Realität, die sich in den Referenzen führender amerikanischer Fachzeitschriften widerspiegelt.

So zeigt Münch (2011, S. 133 f.) im Rahmen eines empirischen Vergleichs der Zitationsquoten zweier führenden amerikanischer und deutscher Fachzeitschriften für Soziologie aus dem Jahre 2008 auf, dass in den beiden amerikanischen Zeitschriften – im *American Journal of Sociology* (AJS) und im *American Sociological Review* (ASR) – so gut wie keine Literatur von außerhalb des amerikanischen Sprachraums zitiert wird. Die Zitationsquote amerikanischer Quellen liegt bei 90 bis 100%. Im

Vergleich dazu ergibt die Untersuchung der beiden wichtigsten deutschen soziologischen Zeitschriften – *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (KZSS) und *Zeitschrift für Soziologie* (ZfS) – aus demselben Jahr eine Zitationsquote von 40 bis 70% nicht deutscher, meist englischsprachiger, überwiegend amerikanischer Literatur. Legt man, so Münch (ebd.) als Grad der Internationalisierung einer Zeitschrift die Verwendung von ausländischer Literatur an, und nicht wie der JIF die absolute Zitationsquote einer Zeitschrift, dann ist der Grad der Internationalisierung der beiden deutschen Zeitschriften um ein Vielfaches höher als der der amerikanischen Zeitschriften. Die im Impact-Ranking internationale Spitzenposition von AJS und ASR ist daher, so Münch (2011, S. 134), nicht „Beweis ihrer Internationalität, sondern Ausdruck einer Hegemonie, die zur Verarmung des Wissens führt“.

Zu einem ähnlichen Befund kommt Laux (2008) für den Bereich Geographie. In einer Auswertung des Jahrgangs 2007 der nach dem JIF an Nr. 1 und 5 gerankten geographischen Zeitschriften *Transactions of the Institute of British Geographers* und *Annals of the Association of American Geographers* kommt er – wie schon Münch – für die beiden amerikanischen soziologischen Zeitschriften zu dem Ergebnis, dass fremdsprachliche Literatur kaum verwendet wird. In den *Transactions* lag die Zitationsquote fremdsprachlicher Artikel bei 5,7% (2514 Literaturangaben verteilt auf 41 Artikel), in den *Annals* bei 5,6%. (3501 Literaturangaben verteilt auf 42 Artikel, hiervon waren 28 Artikel ohne jeglichen Verweis auf fremdsprachliche Literatur). Von 69 Autoren des untersuchten Jahrgangs in den *Transactions* kam nur ein einziger, ein Koautor, aus dem nicht englischsprachigen Raum; von den 90 Autoren der *Annals* waren es insgesamt neun Autoren, davon sieben im Status von Koautoren. Auch Laux (ebd., S. 2) schließt hieraus, dass eine „wirkliche Internationalisierung anders aus(sieht)“.

Kanning (2010a) und Mocikat (2009) beschreiben dasselbe Phänomen unter einem anderen Aspekt. So zitiert Kanning (a. a. O., S. 319) empirische Studien, die Hinweise darauf geben,

„dass in amerikanischen Zeitschriften Manuskripte von amerikanischen Autoren mit größerer Wahrscheinlichkeit publiziert werden als Manuskripte aus dem englischsprachigen oder gar dem nicht englischsprachigen Ausland“ (Ross/Gross/Cary u. a. 2006).

Mocikat (ebd., S. 102) sieht dagegen einen Zusammenhang zwischen der Evaluation anhand von Zitatdatenbanken, der Sprachlichkeit der Wissenschaft, der Höhe des Impacts amerikanischer Zeitschriften und einem immer wieder vermuteten Selbstbezug US-amerikanischer Wissenschaft. Dies könnte, so Mocikat, unter Rückgriff auf eine Studie über Referenzen in medizinischen Journalen (Boettiger 1983) erklären,

„warum bereits im Jahr 1983 in repräsentativen angloamerikanischen Zeitschriften praktisch ausschließlich englischsprachige Beiträge als zitierte Referenzen auftauchen,

obwohl der objektivierbare Anteil englischsprachiger Artikel nur rund 54% betrug“ (Mocikat ebd.).²¹

Zwar sind die hier vorgestellten empirischen Untersuchungen über die Zitation ausländischer Literatur in amerikanischen Fachzeitschriften ausschnitthaft, dennoch können sie die theoretische Evidenz belegen, dass sich durch das System der Rankings und des Journal Impact Factors und durch die Durchsetzung von Englisch als Weltwissenschaftssprache der Begriff der Internationalität von Wissenschaft verändert hat. Internationalität steht jetzt nicht mehr in der Tradition der Verarbeitung von Literatur außerhalb der eigenen Sprachgemeinschaft, sondern ist Ausdruck einer Ausrichtung auf den amerikanischen Markt als den weltweit führenden Wissenschaftsmarkt. Dieser setzt die Standards internationaler ‚Spitzenforschung‘, exportiert Wissen ohne gleichgewichtigen Import, und er kann dies, weil er aufgrund seiner Ressourcen und der weltweit herausragenden Leistungen des amerikanischen Wissenschaftssystems die Überzeugung plausibel machen kann, dass das von ihm produzierte Wissen das für die Welt wesentliche Wissen bereits enthält und repräsentiert. Wissenschaft ist demnach dann international, wenn sie: 1. englischsprachig ist, 2. sich amerikanischen Standards der Wissenserzeugung und -vermittlung anpasst, 3. möglichst viele und vom Impact her relevante englischsprachige, vorzugsweise amerikanische Quellen, verarbeitet und zitiert und wenn sie 4. in einer Zeitschrift mit einem möglichst hohem Impact erscheint.

Man kann solche Formen der Internationalisierung von Wissenschaft, in denen anderssprachige Literatur nicht mehr zitiert und Internationalität fast ausschließlich vom Zentrum her gedacht wird, als ‚kolonialistisch‘ bzw. ‚provinziell‘ bezeichnen, als „eine aktive kolonialistische Behandlung anderer Wissenschaftskulturen durch die englischsprachige Wissenschaft“ (Trabant 2012, S. 107), die zur „Kolonialisierung nationaler Kulturen durch die eine Hegemonialmacht“ führt (Münch 2011, S. 133), oder aber wie Fröhlich (2003a, S. 32) in der Anpassung an internationale Standards, die von den USA als Hegemon gesetzt und kontrolliert werden, eine „Anpassung an den US-amerikanischen Provinzialismus“ sehen – anders lassen sich die o. a. theoretischen und empirischen Evidenzen wohl auch nicht interpretieren. Dennoch

21 Ob und inwieweit der Selbstbezug US-amerikanischer Wissenschaft, wie Marx/Bornmann (2012, S. 56) vermerken, auch mit der „Sprache der Veröffentlichung bzw. der Verfügbarkeit der Zeitschriften“ zusammen(hängt): Die Amerikaner finden in den amerikanischen Zeitschriften ausreichend zitierbare Publikationen“, ist im Kontext der Frage hegemonialer Lenkungsprozesse zweitrangig. Entscheidend ist, dass von solcher Selbstbezogenheit reale Lenkungs- und Anpassungsprozesse ausgehen. Der Hegemon, im Besitz der hyper-zentralen Sprache Englisch, bestimmt die Verfügbarkeit von Literatur (und damit Weltwissen) ausschließlich über die eigene Sprache. Ist dieser Schritt erst einmal vollzogen, entfällt die Notwendigkeit, andere Sprache zu erlernen. Die Abschaffung des Fremdsprachenunterrichts bei Naturwissenschaftler/innen in den USA, von dem Fröhlich (2003a) berichtet, ist daher folgerichtig und systemadäquat: Andere Sprache werden zur Konstruktion des Weltwissens nicht mehr gebraucht.

ist unbestreitbar, dass dieser ‚Kolonialismus‘ und ‚Provinzialismus‘ weltweit auch enorme Wohlstandsgewinne und Erkenntnisfortschritte erzeugt hat und auch weiterhin erzeugt, und dass die den hegemonialen Wissenschaftsstrukturen zugrunde liegenden wettbewerblich ausgerichteten Steuerungselemente global verankert sind und die Basis marktwirtschaftlicher Gesellschaften bilden. Wenn daher der amerikanische ‚Provinzialismus‘ oder „Kolonialismus“ das Feld der Wissenschaft ökonomischen Regulationsmechanismen unterwirft und es aufgrund seiner Marktmacht dominiert, dann handelt er eben nicht nur entlang seiner eigenen nationalstaatlichen Interessen ‚provinziell-amerikanisch‘, sondern ebenso nationenübergreifend-global und marktwirtschaftlich systemkonform. Diese Verschränkung zwischen dem Nationalen und Postnationalen, zwischen dem systemisch Globalen und national Partikularen ist ein wesentliches Merkmal der gegenwärtigen Ökonomisierung der Wissenschaft. Sie verdeutlicht, dass die Nationalsprachen als Wissenschaftssprachen nicht allein deshalb zurückgedrängt werden, weil sie nicht den kommunikativen Steuerungsinteressen des Welthegeemonen entsprechen, sondern ebenso weil die Erhaltung einer Vielfalt von internationalen Wissenschaftssprachen der Durchstrukturierung des Wissenschaftsfeldes nach ökonomischen Effizienzkriterien widersprechen würde. Dies erklärt auch, warum Akteure ihre Nationalsprachen als Wissenschaftssprachen aufgeben und ins Englisch wechseln können, ohne in einen Interessenkonflikt mit dem Nationalstaat bzw. den nationalen Bildungs- und Forschungspolitiken zu geraten, da diese(r) im Rahmen eines marktwirtschaftlichen Entwicklungsmodells zur Wohlstandsmehrung unter Umständen auch selbst dazu bereit wäre(n), auf die eigene Sprache als Wissenschaftssprache zu verzichten.

Die Kritik an der Engführung und den „erkenntnismindernden Folgen“ der Monolingualisierung internationaler Wissenschaft, in der „nur noch eine Sprache, das Anglo-Amerikanische, das Wissen denkt“ und in der „dem Anglizierungsprozess in der internationalen Wissenschaftskommunikation kulturimperialistische Züge anhaften“ (Jakob 2002, S. 52), ist daher weiter zu fassen als nur auf sprachliche Angleichungsprozesse: Sie muss systematisch und systemisch die Bedingungen erfassen, die dazu führen, dass Wissenschaft dem Primat des Ökonomischen unterstellt wird, und wie auf dieser Basis das Wissenschaftsfeld sprachlich restrukturiert wird. Damit wäre man aber bei der Frage der *Ökonomisierung des Sprachlichen* und nicht des Sprachlichen an sich.

Das Dilemma imperialer Versprachlichung

In der Logik des Ökonomischen finden Systemausschlüsse und Systemeinschlüsse entlang der Grenze ökonomischer Verwertbarkeit statt. Nachdem die Nationalsprachen ihre Funktion als Sprachen der internationalen Kommunikation verloren haben, können sie ökonomisch neu justiert und wieder in das System zurückgeführt werden. Ihr Nützlichkeitspotential besteht jetzt darin, dass sie zu Familiensprachen, zu Sprachen persönlicher Identitätsbildung werden. Als solche stehen sie nicht mehr

in Konkurrenz zu Englisch, sondern übernehmen Funktionen, die das Englische als Weltsprache nicht erfüllen kann. Autoren, die diese Ansicht vertreten, sind zugleich auch der Auffassung, dass die Entwicklung zur Weltwissenschaftssprache Englisch selbst alternativlos ist. Sie sehen die Vorzüge dieser Entwicklung, und sie erscheint ihnen positiv, weil nur über das Vordringen des Englischen in immer mehr internationale Domänen die kommunikativen Herausforderungen der Globalisierung bewältigt werden können.²² Eine solche Perspektivierung ist zwar weltmarktkonform. Sie entlastet aber nicht davon, dass die Hierarchisierung und Funktionszuweisung von Sprachen nach ihrem ökonomischen Stellenwert auf einem Machtdiskurs basieren, der hegemonial auf die Interessen der Weltmacht USA gerichtet ist und in dem Hegemonialgewalt in der Form ausgeübt wird, dass das Sprachliche auf das Ökonomische reduziert wird und über diese Reduktion Kommunikationswege und Informationsströme global kontrollierbar und steuerbar gemacht werden.

Teilt man diese Einschätzung im Grundsatz nicht, ist das Konzept des ‚English only‘ für die internationale Wissenschaft und die globale Kommunikation in der Tat alternativlos. Ist man jedoch der Auffassung, die Ökonomisierung der Gesellschaft sei nur eine unter anderen Gestaltungsmöglichkeiten und die Totalität ihres Anspruchs, alles Gesellschaftliche regulieren zu wollen, eine Zumutung, insbesondere in der Gestalt eines imperialen (Sprach-)Projekts, werden Alternativen gegenüber dem ‚English only‘ in der Wissenschaft sichtbar und notwendig.

Konsequent zu Ende gedacht läuft die Ökonomisierung des Sprachlichen auf eine Welteinheitsgesellschaft als Marktgesellschaft mit Englisch als der einzigen Welteinheitsmarktsprache hinaus. Eine solche Entwicklung wäre jedoch nicht wünschenswert. Sie würde in ihrem Endziel der Kontrolle und Steuerung des Fluiden totalitäre Züge annehmen. Und sie würde langfristig mehr Erkenntnisdefizite als Erkenntnisfortschritte produzieren. Innovation, Kreativität, wissenschaftlicher Erkenntnisfortschritt und Wissensrevolution sind ganz wesentlich daran gebunden, dass sie aus sprachlich, kulturell, wissenschaftlich und gesellschaftlich unterschiedlichen Quellen schöpfen können. Geht diese Diversität als Basis der Erkenntnisfindung verloren oder wird sie auf enge Grenzen eingeschränkt und faktoriell reduziert, sinkt auch die Fähigkeit, Probleme adäquat in ihrer Multidimensionalität und (auch widersprüchlichen) Alterität zu erfassen und zu beschreiben. D. h. ein solches Welteinheitssprachen- und Welteinheitsmarktmodell einer totalen Durchdringung und Steuerung des Gesellschaftlichen würde letztlich an unzureichender, weil dekomplexierender und homogenisierender Problembeschreibung und Problemlösung scheitern. Dies ist auch das Dilemma der Weltverkehrssprache Englisch: Sie ermöglicht globale Kommunikation und erlaubt dem Hegemon, die Welt begrifflich neu zu strukturieren. Die dadurch erzielten kommunikativen Gewinne führen jedoch langfristig zu einer sprachlichen und gesellschaftlichen Engführung und Ho-

22 Zur Situierung der Nationalsprachen als Identifikations- und Familiensprachen vgl. Fischer (2007, S. 156 f.), House (2005, S. 57 f.; kritisch dazu siehe Gehrman/Knežević 2011, S. 67; 71).

mogenisierung, die wiederum nicht mehr die Potentiale generiert, die notwendig sind, um auf immer komplexer werdende Probleme mit ebenso immer komplexer und differenzierter werdenden gesellschaftlichen Entwürfen zu reagieren, die auf sprachlicher Differenz und Vielfalt basieren und hier ihren Ausdruck finden.²³

Die nachfolgenden abschließenden Überlegungen sind im Rahmen dieses Beitrages kursorisch und auf wenige Aspekte angelegt: Sie gehen der Frage nach, an welchen Stellen sich Alternativen zum Welteinheitssprachenmodell Englisch entwickeln lassen, und wie diese in eine grundsätzlich mehrsprachig strukturierte Wissenschaft eingefügt werden können. Sie nehmen damit eine Entwicklung wieder auf, die im Kontext der Durchsetzung der Welteinheitssprache Englisch und der Ökonomisierung der Wissenschaft hegemonial gedacht bereits als beendet erklärt wurde.

Teil 3: Alternativen

Um Alternativen zum Welteinheitssprachen-Modell Englisch aufzuzeigen, ist es notwendig, zuvor mit Mythen aufzuräumen, die immer wieder im Zusammenhang mit Englisch genannt werden. Von besonderer Bedeutung ist hier das Konzept der *Lingua franca* Englisch und der Rekurs auf Latein als historisch realisierte Form einer Wissenschaftseinheitssprache, an die das Englische als moderne Form einer wissenschaftlichen Einheitssprache anknüpfen könne. Dass dagegen Englisch eine ‚kulturneutrale‘ Sprache sei oder der wissenschaftliche Monolingualismus sich in Form eines naturwüchsigen Prozesses entwickelt und ausgebreitet habe und deshalb unausweichlich sei, muss vor dem Hintergrund, dass lebende Sprachen *eo ipso* nicht ‚kulturneutral‘ sein können und sprachliche Entwicklungen immer auch auf historischen und vielfach interessengeleiteten Entwicklungen beruhen, hier nicht weiter diskutiert werden.²⁴ Derartige Konzepte legitimieren daher eher das Bestehende als dass sie Entwicklungen darzustellen vermögen.

Wider den *Lingua franca*-Mythos in der Wissenschaft

Unter einer *Lingua franca* versteht man auf einer sehr allgemeinen Ebene eine Verkehrssprache, die es Menschen unterschiedlicher Muttersprachen oder Sprachvarietäten ermöglicht, miteinander zu kommunizieren. In dieser Form ist die *Lingua*

23 Vgl. hierzu auch Strohschneider (2007, S. 44) in einer *Podiumsdiskussion über Sprachen als Medium in Hochschule und Forschung*: „Deswegen will es mir überhaupt nicht einleuchten, und zwar kategorisch, dass wir die beschleunigt anwachsende Komplexität der Welt mit der Einfalt *einer* Sprache beantworten sollen. Warum auf kulturelle Komplexisierung, auf ökonomische Komplexisierung, auf wissenschaftliche Komplexisierung, auf technische Komplexisierung mit sprachlicher Entkomplexierung geantwortet werden soll, ist mir schleierhaft“.

24 Vgl. hierzu auch Gehrman/Knežević 2011, S. 67–71.

franca niemandes Muttersprache. Der Zugang zu ihr steht prinzipiell allen offen. Die Sprache selbst ist einfach zu erlernen; ihre Funktion besteht primär darin, elementare Kommunikation zu ermöglichen. Die Frage, die hier gestellt wird, ist, ob Wissenschaft in einer solchen *Lingua franca* möglich ist. Drei Antwortstränge werden im Folgenden vorgestellt, davon wird in zweien die Frage negativ beantwortet, ein dritter dagegen ist wissenschaftssprachlich affin, das Sprachmodell selbst stellt jedoch keine *Lingua franca* im eigentlich Sinn dar. Dies wiederum führt zu der zweiten Frage: Warum ist im Kontext des Englischen so häufig von einer *Lingua franca* für die internationale Wissenschaftskommunikation die Rede und was leistet diese Rede eigentlich?

1. Der Terminus *Lingua franca* geht sprachhistorisch auf eine Sprachform des Mittelalters zurück, die von den ‚Franken‘, den romanischsprachigen, westlichen katholischen Christen, zunächst im Gefolge der Kreuzzüge und später im östlichen Mittelmeerhandel als elementares Verständigungsmittel für eng begrenzte Kommunikationsbereiche, vor allem im Bereich des Handels in den Mittelmeerhäfen, genutzt wurde. Basis dieses Pidgin waren romanische Sprachformen, in die Elemente anderer an der Kommunikation beteiligter Sprachen wie Griechisch, Arabisch oder Osman-Türkisch einfließen. Zu den Charakteristika dieser historischen *Lingua franca* zählten: reduzierte grammatische Strukturen, Simplifizierung der Redeweise und eine flexible Lexik, um Ausdrücke aus anderen Sprache aufnehmen zu können. Es ist offensichtlich, dass dieser Begriff von *Lingua franca* für die Kennzeichnung einer Wissenschaftssprache, die auf semantische Tiefenschärfe, präzise Begriffsbildung, diskursive Kontextualisierung und sprachliche Ausdifferenzierung aufbaut, ungeeignet ist. Mit anderen Worten: Wissenschaft ist mit dem sprachlich reduzierten und restringierten Code einer internationalen ‚Hilfssprache‘ nicht möglich.

2. Der Verweis auf das mittelalterliche Latein als ein für das heutige Englisch historischer Vorläufer einer *Lingua franca* in der Wissenschaft ist dagegen sprachhistorisch falsch und irreführend. Er ist sprachhistorisch falsch, weil der Kommunikationsbereich des Lateinischen als Sprache religiöser, juristisch-administrativer und wissenschaftlicher Verwendung äußerst begrenzt und durch hohe Zugangssperren eingeschränkt war. Latein ist,

„nie die *lingua franca* im nachantiken Europa gewesen, sondern die hochexklusive, hochelaborierte Spezialsprache für eine Reihe von Spezialdiskursen mit extrem rigiden Zugänglichkeitsregeln für sehr wenige, weswegen dann das patriarchalische System auch gesagt hat, es sei die Vatersprache im Gegensatz zur Muttersprache, die jeder überdies noch spreche“ (Strohschneider 2007, S. 43).

Der Verweis auf Latein ist auch deshalb irreführend, weil das Englische als lebende Kultursprache gegenüber dem mittelalterlichen Latein, das im nachantiken Europa keine Muttersprache mehr war, einen völlig anderen Status besitzt. Darüber hinaus sind mit Englisch und Latein geradezu gegenläufige Sprachentwicklungen verbunden. Während die Volkssprachen sich in einem langen historischen Prozess den Anspruch auf Ausbau als Wissenschaftssprachen gegenüber dem dominanten

Latein erst erkämpfen mussten, drängt das heutige Englisch diese hochausgebauten Wissenschaftssprachen wieder zurück und leitet ihren Rückbau ein. Im Ergebnis entsteht dadurch eine fast ‚vor‘-aufklärerische Kommunikationssituation, in der Wissenschaft sich nicht mehr an alle, sondern an die ‚gelehrten Kreise‘ englischsprachiger Eliten richtet. Genau dies war eines der Hauptmotive der Aufklärung, um die Wissenschaftssprache Latein durch die Volkssprachen zu ersetzen: Wissenschaft sollte allgemein zugänglich und *öffentlich* werden.²⁵ Mit Englisch als Wissenschaftssprache und den allmählich wissenschaftsuntauglich werdenden Nationalsprachen steht dieses historisch gewachsene Verständnis von Öffentlichkeit als Wissenschaft befragende, beobachtende und kontrollierende Instanz zur Disposition; es wird auf fremdsprachlich spezialisierte ‚Teilöffentlichkeiten‘ reduziert. Eine solche Entwicklung ist für demokratische Gesellschaften im Grundsatz nicht hinnehmbar, und zwar auch dann nicht, wenn große Teile der Gesellschaft Englisch auf einem sehr hohen Niveau sprechen würden, was sie im Übrigen nachweislich nicht tun.²⁶

3. Englisch ist daher nur in dem Sinn eine *Lingua franca*, als es eine globale Verkehrssprache ist, die Verständigung zwischen Menschen unterschiedlicher Sprachen und Kulturen ermöglicht, sozusagen eine Welthilfssprache, die in einer gewissen Distanz zu den muttersprachlichen Kontexten des Englischen steht und von den Trägern anderer Sprachen bis hin zu Veränderungen der Semantik und grammatischer Strukturen beeinflusst wird. In der internationalen wissenschaftlichen Kommunikation finden sich hierzu Formen des „Basic English“, „Broken English“ oder „Euro-Englisch“, derer man sich bedient, wenn im mündlichen oder auch schriftlichen Kontakt keine ausreichenden zielsprachlichen Fremdsprachenkenntnisse vorliegen. Die Kommunikation selbst ist durch hohe Fehlertoleranz und semantische Unschärfe gekennzeichnet. In dieser Form kommt es der *historischen Lingua franca* sehr nahe. Als Wissenschaftssprache ist Englisch dagegen nur als voll ausgebaute Wissenschaftssprache möglich. Hier aber ist das Englische Muttersprache und transportiert wie alle anderen lebenden Sprachen auch partikulare Weltansichten. Das Englische ist daher, so Trabandt (2012, S. 107), „nicht als solches universell und rein objektiv“.

Vor diesem Hintergrund gewinnt der Begriff *Lingua franca* für Englisch als Wissenschaftssprache nur dann Plausibilität, wenn man ihn hegemonialsprachlich situiert. Als Hegemonialsprache kann Englisch zwar Welt-Wissenschaftssprache sein,

25 Zum Verhältnis des mittelalterlichen Latein zum Englischen als Wissenschaftssprache und zum Prozess der Ablösung des Lateinischen durch die Volkssprachen vgl. Dannerer (2008); Thielmann (2006); Oesterreicher (2012).

26 Nach der letzten Eurobarometer Umfrage „Die Europäischen Bürger und ihre Sprachen“ aus dem Jahre 2012 (vgl. Eurobarometer Spezial 2012, S. 386) verfügen 46% der europäischen Bürger über keine Fremdsprachenkenntnisse. Mehr als die Hälfte der europäischen Bürger (54%) gibt an, dass sie in der Lage ist, sich in mindestens einer weiteren Sprache zu unterhalten; ca. 44% der europäischen Bürger können einen in einer Fremdsprache geschriebenen Artikel in einer Zeitung oder Zeitschrift lesen, davon liegt der Anteil für Englisch bei 25%. Alle Daten beruhen auf Selbsteinschätzungen der Befragten.

aber eben nicht *Lingua franca*, außer man akzeptiert das vom Hegemon ausgehende Weltmodell als das einzig mögliche und setzt damit das Partikulare mit dem Universellen gleich.

Was die Rede von Englisch als *Lingua franca* der Wissenschaft leistet, ist, dass sie diesen Umwandlungsprozess vom Partikularen zum Universellen zugleich verdeckt wie erwirkt. Der Begriff stützt das Englische als Welt-Wissenschaftssprache mit den Distanzeffekten der historischen *Lingua franca* zu ihren Ausgangssprachen aus, internationalisiert dadurch das Englische, ohne dass das Hegemoniale zum Vorschein kommt und verleiht dem Englischen mit dem Bezug auf das Lateinische dessen „vergangene (auratische) Geltung“ (Strohschneider 2007, S. 43), das allerdings, wie oben angeführt, ebenfalls keine *Lingua franca* war. Der *Mythos der Lingua franca Englisch* liegt nun darin, dies vergessen zu machen.

Ausblicke: Mehrsprachige Wissenschaftskulturen

Fasst man die bisherigen Überlegungen zusammen, so wird deutlich, dass jede Veränderung des Wissenschaftsfeldes in Richtung mehrsprachiger Wissenschaftskulturen die kommunikative Kontrolle des Hegemonen auf dieses Feld einschränkt. Eine mehrsprachige Perspektivierung von Wissenschaft wird daher insbesondere bei den Akteuren auf heftigen Widerstand treffen, die von dieser Entwicklung profitieren und an den Rankings von Zeitschriften, Forschenden und Universitäten gewinnbringend partizipieren.

Ein Ergebnis der hier vorgestellten Analyse ist, dass Alternativen zum ‚English only‘ auf der Ebene der Kontrolle und Steuerung des Kommunikativen anzusiedeln sind. Ziel muss es sein, Eingriffe in die hegemoniale Verteilung wissenschaftlicher Ressourcen vorzunehmen und das bestehende Gefälle zwischen den Sprachen, über Hegemonialstrukturen hergestellte Vertikalität und Hierarchisierung, zu reduzieren. Beides sind zentrale Instrumente hegemonialer Machtausübung. Das heißt, es geht nicht primär darum, die Anzahl der Deutsch, Französisch, Spanisch, Russisch oder andere Sprachen sprechender Wissenschaftler/innen zu erhöhen, sondern darum, die Ströme des Fluiden so zu beeinflussen, dass sie gleichsam enthegemonialisiert werden, andere Wissenschaftssprachen außer Englisch aufwerten und dadurch Nachfrage nach Mehrsprachigkeit schaffen und diese strukturell im Feld der Wissenschaft absichern.

Vorauszuschicken ist, dass dies auf Dauer nur möglich sein wird, so ein weiteres Ergebnis dieses Beitrages, wenn es gelingt, den totalitären Zugriff der Ökonomisierung auf Wissenschaft wieder einzuschränken und die Bildungsidee des Humanismus als Wissenschaft strukturierendes Element neu zu beleben. Während im klassischen Bildungsideal das Erlernen von Sprachen Teil der Selbstbildung des Menschen war und die Mehrsprachigkeit von Wissenschaft als Erkenntnisinstrument genutzt wurde, um Zugang zu unterschiedlichen Weltdeutungen zu erhalten, Mehrsprachigkeit also als Entwicklungsmöglichkeit begriffen wurde, ist es die Lo-

gik des Ökonomischen im Zustand der Globalisierung, die Mehrsprachigkeit der Wissenschaft zugunsten von Englisch als alleinige Weltwissenschaftssprache zum Verschwinden zu bringen, weil sie ein Hindernis auf dem Weg in eine ‚durchökonomisierte‘ Welt darstellt.

Die nachfolgenden Maßnahmen fokussieren den Aspekt der Enthegemonialisierung. Sie sind wissenschaftspolitisch und wissenschaftssprachlich darauf gerichtet, die strukturellen und Verteilungsgrundlagen der Monolingualisierung zu beeinflussen und Englisch in ein prinzipiell Mehrsprachigkeit ermöglichendes wissenschaftliches Umfeld zu integrieren. Zehn Maßnahmen erscheinen von besonderem Gewicht; sie reflektieren vor allem europäische Erfahrungen mit mehrsprachigen Wissenschaftskulturen:

- 1) Abbau der Vertikalität der Sprachen durch Sprachausbau und Verwendung in Prestigefunktionen, z. B. auf internationalen Konferenzen, bei Antragstellung auf Forschungsförderung, in der Kommunikation in Forschungsprojekten. Ziel muss es sein, Forschung, Lehre und internationale Forschungskooperation einer kontextbezogenen Mehrsprachigkeit zu unterziehen, in dem die jeweilige Landessprache immer auch eine gewichtige Rolle spielt. Die Landessprache sollte im eigenen Land immer auch als internationale wissenschaftliche Kommunikationssprache verwendet werden. Dies erfordert unter Umständen den Einsatz von Dolmetschern.
- 2) Domänenschutz: d. h. die Gewährleistung, dass der umfassende Zugriff des Englischen auf einzelne Wissenschaftsbereiche wieder eingeschränkt wird bzw. die jeweiligen Landessprachen oder andere Fremdsprachen außer Englisch in Lehre und Forschung verwendet werden und Zugang zu Forschungsprojekten und Publikationen erhalten²⁷.
- 3) Aufbau mehrsprachigkeitsoffener europäischer Zitationsindices, die entsprechend der Tradition zahlreicher geistes- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen in Europa Monographien und Buchbeiträge mit einschließen und das Monopol amerikanischer Datenbanken einschränken.
- 4) Modifikation der Internationalisierung von Wissenschaft zugunsten mehrsprachiger Wissenschaftskulturen. Dies schließt in der Internationalisierung der Universitäten mehrsprachige Profile ein und bedeutet für Publikationen, den Grad der Internationalität eines Beitrages auch danach zu messen, in welchem Ausmaß Quellen außerhalb der eigenen Sprachgemeinschaft und auch außerhalb des angelsächsischen Sprachraum rezipiert werden.
- 5) Förderung eines mehrsprachigen europäischen Publikations- und Bibliothekswesens, das insbesondere die kleineren Wissenschaftssprachen einschließt und deren Beiträge zur internationalen Forschung sichtbar macht.

²⁷ In dieser Perspektive ist das Projekt „European Educational Research Quality Indicators – EERQI“ etabliert worden (2008–2011), zur weiteren Information und aktuellen Aktivitäten siehe URL: <http://www.eerqi.eu/de/page/about-eerqi> und die dort zu findenden weiteren Verweise (Anm. der Hrsg.).

- 6) Förderung der Übersetzung ausländischer, insbesondere nicht englischsprachiger Literatur.
- 7) Aufbau neuer Instrumente zur Qualitätsmessung von wissenschaftlicher Forschung, die sich nicht mehr am „Impact“ eines Beitrags, sondern an den tatsächlichen Inhalten orientieren.
- 8) Abbau des Rankings von Verlagen und Zeitschriften nach Impact Punkten. Ziel dieser Maßnahme ist es zu verhindern, dass die wissenschaftliche Veröffentlichungstätigkeit auf wenige Verlage beschränkt wird und dadurch Monopolstrukturen entstehen. Vor allem müssten die Kriterien öffentlich gemacht werden, nach denen Verlage und Publikationsorgane bewertet werden, zumal wenn hierüber wissenschaftliche Karrieren gesteuert werden.
- 9) Veränderung der Rankings von Universitäten zugunsten von Kriterien, die europäischen und nicht US-amerikanischen Bildungs- und Forschungstraditionen entsprechen. Rankings sollten integrierend wirken und nicht dazu führen, dass ganze Regionen aufgrund materieller Ungleichgewichte von der internationalen Forschung abgehängt werden.
- 10) Förderung der Netzbildung von Universitäten und Forschungseinrichtungen auf Basis mehrsprachiger und nicht einsprachiger Kommunikations- und Diskursräume.

Jede Veränderung dieses Feldes in Richtung Mehrsprachigkeit muss im Blick haben, dass die Erhaltung und Förderung einer mehrsprachigen Wissenschaft im europäischen Umfeld nicht darauf beschränkt werden darf, die großen europäischen Kultursprachen zu schützen, deren Radius vor allem durch Englisch bedroht wird. Aus der Perspektive der kleineren Sprachgemeinschaften würde eine solche Strategie wenig Sinn machen, da nur der eine Hegemon durch einen anderen ausgetauscht würde. Dann könnten sie auch gleich bei Englisch bleiben und das Kommunikationspotential dieser Weltsprache wie bisher bei geringem Mitteleinsatz nutzen. Den Preis der Aufgabe der eigenen Wissenschaftssprache müssten sie in beiden Fällen zahlen.

Eine antihegemoniale Mehrsprachigkeitspolitik in der Wissenschaft muss daher von vornherein auf Ressourcen- und Verteilungsgerechtigkeit für alle Partner achten. Einschnitte hier verändern das gesamte Feld: Sie spalten Wissenschaftskulturen, schwächen deren wissenschaftliches Potential und generieren entlang sprachlicher und materieller Asymmetrien Hegemonialstrukturen, von denen auch in Europa auf Dauer nur die großen wissenschaftlichen Zentren profitieren würden. Damit wäre jedoch das europäische wissenschaftliche Projekt wissenschaftssprachlicher Vielfalt, wie wir es heute noch kennen, an ein vorläufiges hegemoniales Ende gelangt, mit dann erheblichen Rückwirkungen auf den gesamten europäischen Integrationsprozess.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1998): Ist Deutsch noch internationale Wissenschaftssprache? Englisch auch für die Lehre an den deutschsprachigen Hochschulen. Berlin: de Gruyter.
- Ammon, Ulrich (2000): Weltmacht Englisch? In: Merkur, Heft 617/618 (Sonderheft: Europa oder Amerika? Zur Zukunft des Westens), 54. Jg., S. 867–877.
- Ammon, Ulrich (2001): English as a Future Language of Teaching at German Universities? A Question of Difficult Consequences, Posed by the Decline of German as a Language of Science. In: Ammon, Ulrich (Hrsg.): The Dominance of English as a Language of Science. Effects on Other Languages and Language Communities. Berlin: de Gruyter, S. 343–362.
- Ammon, Ulrich (2005): Welche Rolle spielt Deutsch als Wissenschaftssprache neben Englisch?“ In: Motz, Markus (Hrsg.): Englisch oder Deutsch in Internationalen Studiengängen. Frankfurt/Main: Peter Lang, S. 67–86.
- Ammon, Ulrich (2008): Deutsch in der internationalen Wissenschaftskommunikation. In: Goethe-Institut (Hrsg.): Die Macht der Sprachen. Online-Publikation, S. 47–59. URL: <http://www.goethe.de/lhr/pro/mac/Online-Publikation.pdf> (Stand: 22.02.2015).
- Ammon, Ulrich (2010): Über Deutsch als Wissenschaftssprache. In: Forschung & Lehre, 6, S. 400–402.
- Bloch, Sidney/Walter, Garry (2001): The Impact Factor: time for change. In: Australian and New Zealand Journal of Psychiatry, Vol. 35, S. 563–568.
- Böttiger, L. E. (1983): Reference Lists in Medical Journals – Language and Length. In: Acta Medica Scandinavica, 214, S. 73–77
- Crystal, David (2003): English as a Global Language. Cambridge: Cambridge University Press.
- Dannerer, Monika (2008): Die Wissenschaft spricht Englisch. Und Deutsch?! In: Nicolini, Maria (Hrsg.): Wissenschaft, helldunkler Ort. Sprache im Dienste des Verstehens. Wien: Braumüller, S. 59–68.
- Dux, Günter (2006): Moral und Gerechtigkeit als Problem der Marktgesellschaft. Wien: Picus.
- Ehlich, Konrad (2005): Deutsch als Medium wissenschaftlichen Arbeitens. In: Motz, Markus (Hrsg.): Englisch oder Deutsch in Internationalen Studiengängen. Frankfurt/Main: Peter Lang, S. 41–51.
- Ehlich, Konrad (2006): Mehrsprachigkeit in der Wissenschaftskommunikation – Illusion oder Notwendigkeit. In: Ehlich, Konrad/Heller, Dorothee (Hrsg.): Die Wissenschaft und ihre Sprachen. Frankfurt/Main: Peter Lang, S. 17–38.
- Ehlich, Konrad (2012): Eine Lingua franca für die Wissenschaft? In: Oberreuter, Heinrich/Krull, Wilhelm/Meyer, Hans Joachim/Ehlich, Konrad (Hrsg.): Deutsch in der Wissenschaft. München: Olzog, S. 81–100.
- Eurobarometer Spezial 386 (2012): Die Europäer und ihre Sprachen. Befragung: Febr.-März 2012, durchgeführt im Auftrag der Europäischen Kommission, Generaldirektion Bildung und Kultur. URL: http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/ebs/ebs_386_de.pdf (Stand: 22.02.2015).
- Fischer, Roswitha (2007): Englisch als Lingua franca in Europa. In: Dies. (Hrsg.): Herausforderungen der Sprachenvielfalt in der Europäischen Union. Beiträge und Diskussionen vom Symposium am 20./21. April 2006 an der Universität Regensburg. Baden-Baden: Nomos, S. 149–162.
- Frey, Bruno S./Osterloh, Margit (2012): Rankings: Unbeabsichtigte Nebenwirkungen und Alternativen. In: Ökonomenstimme, S. 1–4. URL: <http://www.oekonomenstimme.org/>

- artikel/2012/02/rankings-unbeabsichtigte-nebenwirkungen-und-alternativen/ (Stand: 22.02.2015).
- Frey, Bruno S./Osterloh, Margit (2013): Gut publizieren = gute Publikation? In: Ökonomenstimme, S. 1–5. URL: <http://www.oekonomenstimme.org/artikel/2013/05/gut-publizieren--gute-publikation/> (Stand: 22.02.2015).
- Fröhlich, Gerhard (2003a): „Evaluation wissenschaftlicher Leistungen: 10 Fragen von Bruno Bauer an Gerhard Fröhlich“. In: GMS Medizin – Bibliothek – Information 3(2): S. 29–32. URL: http://www.agmb.de/mbi/2003_2/10fragen29-32.pdf (Stand: 22.02.2015).
- Fröhlich, Gerhard. (2003b): Anonyme Kritik: Peer Review auf dem Prüfstand der Wissenschaftsforschung. In: GMS Medizin – Bibliothek – Information 3(2): S. 33–39. URL: http://www.agmb.de/mbi/2003_2/froehlich33-39.pdf (Stand: 22.02.2015).
- Gehrman, Siegfried/Knežević, Željka (2011): Mehrsprachigkeit als Bildungsziel: europäische Sprachenpolitik im ‚Kampf der Sprachen‘. In: Domović, Vlatka/Gehrman, Siegfried/Krüger-Potratz, Marianne/Petravić, Ana (Hrsg.): Europäische Bildung. Konzepte und Perspektiven aus fünf Ländern. Waxmann: Münster, S. 61–84.
- Gehrman, Siegfried/Knežević, Željka/Petravić, Ana (2012): Europäische Mehrsprachigkeit und die Zukunft von Deutsch (in Kroatien). In: Konferenzband des Kroatischen Deutschlehrerverbandes „Deutsch in Kroatien, Kroatien in der EU“, 19.–21.10.2012. Zagreb, S. 29–42.
- Görlach, Manfred (2002): Still more Englishes. Amsterdam-Philadelphia: Benjamins Publishing Company.
- Haarmann, Harald (2002): Englisch, Network Society und europäische Identität: Eine sprachökologische Standortbestimmung. In: Hoberg, Rudolf (Hrsg.): Deutsch-Englisch-Europäisch. Impulse für eine neue Sprachenpolitik. Mannheim: Dudenverlag, S. 152–170.
- Haller, Urs/Hepp, Hermann/Reinold, Emil (1997): Tötet der ‚Impact Factor‘ die deutsche Sprache. In: Gynäkologische geburtshilfliche Rundschau, 37, S. 117–118. URL: <http://www.karger.de/Article/Pdf/272840> (Stand: 22.02.2015).
- Hamel, Rainer Enrique (2008): Sprachimperien, Sprachimperialismus und die Zukunft der Sprachenvielfalt. In: Goethe-Institut (Hrsg.): Die Macht der Sprachen. Online-Publikation, S. 15–46. URL: <http://www.goethe.de/lhr/pro/mac/Online-Publikation.pdf> (Stand: 22.02.2015).
- Heidenkummer, Petra (2013): Wenn das Undurchschaubare zum Maß wird: Probleme und Schwankungen des Impact Factors. In: Zeitschrift für Bibliothek, Information und Technologie b.i.t online 2013, Nr. 3, S. 201–210. URL: <http://www.b-i-t-online.de/heft/2013-03-fachbeitrag-heidenkummer.pdf> (Stand: 22.02.2015).
- House, Juliane (2005): Englisch als Lingua franca: eine Bedrohung für die deutsche Sprache? In: Motz, Markus (Hrsg.): Englisch oder Deutsch in Internationalen Studiengängen. Frankfurt/Main: Peter Lang, S. 53–65.
- Jakob, Dieter (2002): Englisch als Sprache der Globalisierung. Kommunikationstechnische Zwangsläufigkeit oder linguistischer Imperialismus? In: Ders. (Hrsg.): Globalisierung und Kultur. Identität im Wechselspiel von Begrenzung und Entgrenzung. Wilhelm-Hausenstein-Symposium 2000. München: Iudicium, S. 47–64.
- Kachru, Braj (1988): The sacred cows of English. In: English Today, No. 16, S. 3–8.
- Kanning, Uwe Peter (2010a): Peer Review. In: Kanning, Uwe Peter/von Rosenstiel, Lutz/Schuler, Heinz (Hrsg.): Jenseits des Elfenbeinturms: Psychologie als nützliche Wissenschaft. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht, S. 315–327.

- Kanning, Uwe Peter (2010b): Impact Factor. In: Kanning, Uwe Peter/von Rosenstiel, Lutz/Schuler, Heinz (Hrsg.): *Jenseits des Elfenbeinturms: Psychologie als nützliche Wissenschaft*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 328–342.
- Laux, Hans Dieter (2008): Benötigen wir einen Citation Index? In: *Rundbrief Geographie* 2008, 214, S. 1–3. URL: https://tu-dresden.de/die_tu_dresden/fakultaeten/fakultaet_forst_geo_und_hydrowissenschaften/fachrichtung_geowissenschaften/ig/lehrstuehle/awisog/look_here/Rundbrief_Geographie_Heft%20214_editorial_Laux.pdf (Stand 06.03.2015).
- Liessman, Konrad Paul (2006): *Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft*. Wien: Paul Zsolnay.
- Marx, Werner/Bornmann, Lutz (2012): Der Journal Impact Factor: Aussagekraft, Grenzen und Alternativen in der Forschungsevaluation. In: *Beiträge zur Hochschulforschung* 2012/2, S. 50–66. URL: http://www.lutz-bornmann.de/icons/JournalImpactFactor_LB.pdf (Stand: 22.02.2015).
- Mocikat, Ralph (2013): Die Sprachenfrage in den Naturwissenschaften. In: *Österreichische Forschungsgemeinschaft (Hrsg.): Wissenschaft – Bildung – Politik*. Wien/Köln: Böhlau, S. 1–4. URL: <http://www.adawis.de/admin/upload/navigation/data/Mocikat,%20%C3%96FG%202013.pdf> (Stand: 22.02.2015).
- Mocikat, Ralph (2009): Die Diktatur der Zitatendizes: Folgen für die Wissenskultur. In: *GAIA*, (18)2, S. 100–103. URL: <http://www.adawis.de/admin/upload/navigation/data/GAIA.pdf> (Stand: 22.02.2015).
- Montada, Leo (1998): Fug und Unfug in der Bewertung der Impactfaktoren von Zeitschriften. In: *Psychologische Rundschau* (49)4, S. 228–230 (Stand: 22.02.2015).
- Münch, Richard (2011): *Akademischer Kapitalismus. Zur Politischen Ökonomie der Hochschulreform*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Münkler; Herfried (2014): Soldat ohne Staat, In: *DIE ZEIT* 23.09.2014/Nr. 39, S. 4.
- Oesterreicher, Wulf (2012): Warum Wissenschaft mehrsprachig sein muss. In: *Oberreuter, Heinrich/Krull, Wilhelm/Meyer, Hans Joachim/Ehlich, Konrad (Hrsg.): Deutsch in der Wissenschaft. Ein politischer und wissenschaftlicher Diskurs*. München: Olzog, S. 114–139.
- Phillipson, Robert (1992): *Linguistic Imperialism*. New York: Oxford University Press.
- Rončević, Ivana. (2013): *Njemački jezik u hrvatskoj znanosti i visokom školstvu u kontekstu višejezičnosti [Die deutsche Sprache in der kroatischen Wissenschaft und in der Hochschulbildung im Kontext von Mehrsprachigkeit]*. Unveröffentlichte Dissertation. Zagreb: Filozofski fakultet Sveučilišta u Zagrebu.
- Ross, Joseph S./Gross, Cary P./Desai, Mayur M./Hong, Yuling/Grant, Augustus O./Daniels, Stephen R./Hachinski, Vladimir C./Gibbons, Raymond J./Gardner, Timothy J./Krumholz, Harlan M. (2006): Effect of blinded peer review on abstract acceptance. In: *Journal of the American Medical Association* (295)14, S. 1675–1680.
- Skudlik, Sabine (1990): *Sprachen in den Wissenschaften. Deutsch und Englisch in der internationalen Kommunikation*. Tübingen: Narr.
- Stark, Franz (2002): Sprache als Instrument der Außenpolitik. Die Praxis der Bundesrepublik Deutschland. In: *Kelz, Heinrich P. (Hrsg.): Die sprachliche Zukunft Europas. Mehrsprachigkeit und Sprachenpolitik*. Baden-Baden: Nomos, S. 37–61.
- Strohschneider, Peter (2007): Podiumsdiskussion. Sprachen als Medium in Hochschule und Forschung. In: *Alexander von Humboldt Stiftung: Braucht Deutschland eine bewusstere kohäsive Sprachenpolitik?* Bonn, S. 43 f. URL: <http://www.humboldt-foundation.de/pls/web/docs/F1542/sprachenpolitik.pdf> (Stand: 22.02.2015).

- De Swaan, Abram (2001): *Words of the World. The Global Language System*. Cambridge: Polity Press.
- Thielmann, Winfried (2006): „it seems that light is propagated in time ...“ – zur Befreiung des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses durch die Vernakulärsprache Englisch. In: Ehlich, Konrad/Heller, Dorothee (Hrsg.): *Die Wissenschaft und ihre Sprachen*. Frankfurt/Main: Peter Lang, S. 297–320.
- Trabant, Jürgen (2003): *Sprache und Revolution*. In: *Linguistik online* (13)1, S. 1–20. URL: http://www.linguistik-online.org/13_01/trabant.pdf (Stand: 15.03.2015).
- Trabant, Jürgen (2012): *Über die Lingua franca der Wissenschaft*. In: Oberreuter, Heinrich/Krull, Wilhelm/Meyer, Hans Joachim/Ehlich, Konrad (Hrsg.): *Deutsch in der Wissenschaft*. München: Olzog, S. 101–107.